

ARNE KLAWITTER

DAS »ABGESCHMACKTE« DEUTSCHE PUBLIKUM UND  
SEINE »GELLERTOMANIE«

Ludwig August Unzers und Jakob Mauvillons ›Dichterbriefe‹ und deren  
Verteidigung durch Christian Rautenberg

Die sogenannten ›Dichterbriefe‹ von Unzer und Mauvillon

Ich war gerade mit Leßing in dem Buchladen, als die Briefe über den Werth einiger deutschen Dichter gebracht wurden. Er freuete sich, da er auf dem hintern Blatte die Worte las, daß Gellert ein langweiliger Erzähler sey, und keinen Funken Genie habe. Das ist lange meine Meinung gewesen, sagte er, und nahm die Briefe mit.<sup>1</sup>

Bei den Briefen, von denen hier die Rede ist, handelt es sich um die zur Michaelismesse 1771 in der Meyerschen Buchhandlung zu Lemgo als bewusste Provokation der gebildeten Welt publizierte Streitschrift *Ueber den Werth einiger Deutschen Dichter und über andere Gegenstände den Geschmack und die schöne Litteratur betreffend*,<sup>2</sup> die dementsprechend vor allem unter den Literaturkritikern ihrer Zeit großes Aufsehen erregte. Obgleich die als fiktiver Briefwechsel konzipierte Schrift zunächst anonym und unter irreführender Verlagsortangabe – genannt werden nur die Messeorte ohne Verlag – erschien, konnten sich ihre Verfasser nicht lange der erhofften Anonymität erfreuen, da angesichts des brisanten Themas die einschlägigen Rezensionsorgane alles daran setzten, die Verfasserschaft dieses Skandalwerkes, das schonungslos mit etablierten Dichtergrößen wie Christian Fürchtegott Gellert abrechnete, möglichst umgehend aufzudecken. Der Helmstedter Professor Benedict von Schirach überstürzte sich geradezu darin, im

- 1 Christian Rautenberg an Ludwig August Unzer, Brief vom 28. Februar 1772, in: »Fünf Briefe des verstorbenen Predigers Rautenberg zu Braunschweig«, in: Olla Potrida. Eine Quartalschrift, Berlin 1782, 4. Stück, S. 109–130, hier S. 112.
- 2 [Jakob Mauvillon und Ludwig August Unzer], *Ueber den Werth einiger Deutschen Dichter und über andere Gegenstände den Geschmack und die schöne Litteratur betreffend*. Ein Briefwechsel, 2 Stücke, Frankfurt und Leipzig [d. i. Lemgo] 1771/1772.

fast zeitgleich erschienenen ersten Band seines *Magazins der deutschen Critik* das Geheimnis mit dem Hinweis auf einen gewissen M.\*\*\*, »welcher vor kurzem die Ehre Gellerts geschändet hat«,<sup>3</sup> so weit zu lüften, dass er dem zeitgenössischen Leser suggerierte, wer dahinter verborgen sein könnte – allerdings mit einer dann doch falschen Zuweisung, denn er unterstellte dem Verfasser des Briefwechsels zugleich die Autorschaft der Schrift *Revision der Philosophie*, deren wirklicher Verfasser nun wiederum der Göttinger Popularphilosoph Christoph Meiners war, der mit den ›Dichterbriefen‹ in keinerlei Verbindung stand. Auf die Tatsache, dass zu einem Briefwechsel, fingiert oder auch nicht, wenigstens zwei Personen gehören, geht der Rezensent im zweiten Teil des ersten Bandes desselben *Magazins* ein, der den Namen des »Collaborators« von Jakob Mauvillon (1743–1794) mit der Buchstabenkombination U – r offen legt.<sup>4</sup> Gemeint war damit der damals 21-jährige Ludwig August Unzer (1748–1774), der, wie aus dem Briefwechsel mit Mauvillon hervorgeht, die treibende Kraft hinter der Publikation gewesen war. Unzer hatte sich gerade aus dem Halberstädter Dichterkreis gelöst, um nun selbständig als Dichter in Erscheinung zu treten: 1772 sollten seine *Versuche in kleinen Gedichten* erscheinen, denen Leipzigs *Neue Zeitungen von Gelehrten Sachen* Genie bescheinigte,<sup>5</sup> sowie eine »Nänie im chinesischen Geschmack« mit dem Titel *Vou-ti an Tsin-nas Grabe*, die in mehreren einschlägigen Rezensionsorganen der Zeit besprochen, von den Kunstrichtern jedoch sehr unterschiedlich aufgenommen wurde.<sup>6</sup>

Wie aus der Vorrede hervorgeht, arbeiteten die beiden Verfasser bei einem Treffen einen Plan aus, um die Unterredungen künftig über eine räumliche Distanz weiterführen zu können, wobei sie auf die Idee eines fiktiven Briefwechsels verfielen, der ihre literaturkritischen Überlegungen einkleiden sollte. Nach der Beendigung des ersten Stücks, das vierzehn Briefe umfasst, befahlen Mauvillon offenbar Zweifel, denn Unzer ersucht ihn inständig, das gemeinsame Projekt fortzusetzen:

[...] Ihre Drohung, nicht ferner an unsern literarischen Briefen arbeiten zu wollen, hat mich nicht wenig erschreckt. Ich bitte Sie nicht um die Ausführung des weitläufigen Plans, den wir uns anfänglich gemacht hatten. Allein

3 Gottlob Benedict von Schirach, [Rez. zu] *Revision der Philosophie*, in: *Magazin der deutschen Critik*, Bd. 1, erster Theil, Halle 1772, S. 297–308, hier S. 297.

4 Anonym, [Rez. zu] *Ueber den Werth einiger teutschen Dichter*, in: *Magazin der deutschen Critik*, Bd. 1, zweiter Theil, Halle 1772, S. 220 und [Rez. zu] *Devisen auf deutsche Gelehrte und Dichter*, ebd. (unterzeichnet mit K.\*).

5 Vgl. *Neue Zeitungen von Gelehrten Sachen* auf das Jahr 1772, Leipzig 1772, S. 684.

6 Siehe dazu meinen Aufsatz »Poetische Kuriosität oder dichterisches Experiment? Ludwig August Unzer und seine Nänie im chinesischen Geschmack«, in: *Deutsche Vierteljahrschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte* 85 (2011), S. 489–507.

das müssen Sie mir zu Gefallen erzeigen, daß Sie noch einen Brief über das komische Heldengedicht und Zachariä, einen über die Messiad, und zuletzt noch über Weissen und Lessing schreiben wollen. Das übrige will ich alles selbst ausarbeiten.<sup>7</sup>

Weiter heißt es bei Unzer dann, dass der Verleger Helwing »schon mit dem Drucke der Briefe den Anfang gemacht hätte, und sich alle Bedingungen wolle gefallen lassen«:

Er bittet mich überdies um schleunige Uebersendung so vieler Briefe nach Lemgo, daß das erste Stück etwa 15 bis 16 Briefe enthielte; denn der Verleger kann mehrere Briefe auf die Messe nicht fertig schaffen. Ich habe auch noch so viel hingeschickt, daß das erste Stück 14 Briefe enthält. Nun wünscht der Verleger, daß das Werk in 3 Stücken herauskommen mögte [...].<sup>8</sup>

Unzer, der aus einer in der Grafschaft Stolberg hoch angesehenen, pietistischen Ärztefamilie stammte – sein Vater war Leibarzt des Grafen Christian Ernst zu Stolberg und sein Onkel der damals weithin berühmte Arzt Johann August Unzer –, hatte Mauvillon zunächst als Fremdsprachenlehrer seines älteren Bruders Christoph Unzer am Pädagogium zu Ilfeld kennen gelernt. Sehr rasch entwickelte sich eine innige Beziehung zwischen den beiden, die sich in den »Dichterbriefen«, wie sie ihren fiktiven Briefwechsel *Ueber den Werth einiger deutscher Dichter* selbst nannten,<sup>9</sup> niederschlägt. Der um einige Jahre jüngere Unzer stellt seine Meinung über die angesehenen deutschen Dichter dar und erbittet das Urteil des erfahrenen Lehrers und Literaturkenners, der sich als Sohn eines eingewanderten Franzosen seine geistige Unabhängigkeit bewahrt hat, damit er nun selbst mit »Freymüthigkeit« gegen die »tief eingewurzelten Vorurtheile«<sup>10</sup> des deutschen Publikums »richtigere Begriffe und begründetere Urtheile [...] setzen«<sup>11</sup> könne. Unzer liefert die Stichworte zu den Themen, die Mauvillon dann in seinen Antwortbriefen genauer ausführt, als aufgeworfene Probleme diskutiert und mit kritischem Scharfsinn und kunstrichterlicher Sicherheit löst. Die Gesamtkonzept-

7 Mauvillons Briefwechsel oder Briefe von verschiedenen Gelehrten an den in Herzogl. Braunschweigschen Diensten verstorbenen Obristlieutenant Mauvillon, gesammelt und hg. von seinem Sohn F. Mauvillon, [Braunschweig] 1801, S. 23.

8 Ebd. Das dritte Stück ist allerdings nicht mehr erschienen.

9 Ebd., S. 52.

10 [Jakob Mauvillon und Ludwig August Unzer], *Ueber den Werth einiger Deutschen Dichter*, I, S. 22.

11 Ebd., I, S. 19.

tion und endgültige Fertigstellung der *Dichterbrieife* lagen jedoch in den Händen Unzers.

*Ueber den Werth einiger deutscher Dichter* ist die schonungslose Abrechnung mit einer damals fest etablierten Dichtergröße. In einer Besprechung in der *Neuen Braunschweigischen Zeitung* heißt es dazu:

Gellert, der in seinem Leben so bewunderte, und nach seinem Tode fast vergötterte Gellert, dieser Lieblingsdichter der Nation, dieser Diktator des guten Geschmacks, den die allgemeine Stimme der Deutschen zu ihren besten Genies zählt, findet hier einen Kunstrichter, der ihm unbarmherzig den Dichterkranz abreißt, und ihn von der Stelle wegweist, die er widerrechtlich auf dem Parnaß eingenommen.<sup>12</sup>

Ausgangspunkt der kritischen Betrachtungen ist die im »Ersten Brief« geäußerte Verwunderung Unzers über die seinem Empfinden nach übermäßige Hochschätzung Gellerts, worauf Mauvillon mit der Feststellung antwortet, dass jener auch aus seiner Sicht »ein sehr mittelmäßiger Schriftsteller, und ein Dichter ohne einen Funken von Genie«<sup>13</sup> sei; Klopstock und Lessing seien längst über ihn hinausgewachsen. Im Vergleich zu ihnen erscheine Gellerts Werk nur noch als »matt, schaal, wässerig«.<sup>14</sup>

In Mauvillons Antwortbriefen wird Gellert als Romanschriftsteller, als Verfasser geistlicher Gesänge, als Fabel- und Lehrdichter sowie als Moralist und Kunstrichter in jeder Hinsicht regelrecht zerpfückt. Sämtliche Aspekte seines dichterischen Schaffens werden unter die Lupe genommen und mitleidlos abgeurteilt. Hiess es im »Dritten Brief«, der aus Unzers Feder stammt, noch eher zurückhaltend: »Ich fand, daß er oft die Sachen auf eine unleidliche Art ohne Noth ausdehnte, daß er arm an Handlung und poetischen Bildern, desto reicher aber an Worten sey«,<sup>15</sup> so reagiert Mauvillon darauf im »Vierten Brief« nicht nur umgehend mit der Einschätzung, dass Gellerts Lustspiele allerdings »sehr mittelmäßig« seien, sondern geht mit seiner Bewertung weit darüber hinaus:

Meiner Meinung nach sind sie unter aller Critik. Denn wo doch weder Handlung, noch Plan, Dialog und Character was taugen, was soll man dazu

12 [Rez. zu] *Ueber den Werth einiger deutschen Dichter, und über andere Gegenstände, den Geschmack und die schöne Litteratur betreffend. Ein Briefwechsel. Erstes Stück*, in: *Neue Braunschweigische Zeitung* vom 4. Februar 1772.

13 [Jakob Mauvillon und Ludwig August Unzer], *Ueber den Werth einiger Deutschen Dichter*, I, S. 59.

14 Ebd., I, S. 43.

15 Ebd., I, S. 65.

sagen? Es ist auch nicht Ein erträglicher Auftritt darinnen. [...] Und das Abgeschmackte in dem unschuldig-naif und witzig seyn sollenden ist so sehr ohne Maaß und Ziel darinnen ausgestreut, daß es für einen Menschen, der nur ein wenig Gefühl hat, unmöglich ist, sie zu lesen.<sup>16</sup>

Im Gegensatz zum scharfzüngigen Kritiker Mauvillon tritt Unzer in seinen Briefen als der eher milder gestimmte Kunstrichter auf, der sich jedoch von den Argumenten seines Briefpartners überzeugen lässt: »Von allen Seiten haben Sie ihn [d. i. Gellert] angegriffen; von allen Seiten seine Schwäche gezeigt, und ich – Ihr getreuer Lanzenträger! – bin, nicht wenig über das Gefecht vergnügt, ein glaubwürdiger Zeuge Ihres Sieges gewesen.«<sup>17</sup>

Die abfälligen Bemerkungen über Gellert gehen Hand in Hand mit einem genauso vernichtenden Urteil über das ebenso ungebildete wie »abgeschmackt[e]«<sup>18</sup> deutsche Publikum, dem der fiktive Herausgeber in der Vorrede vorwirft, Schlechtes und Gutes »ohne Wahl, ohne Nachdenken«<sup>19</sup> auf gleiche Weise zu lesen und zu behandeln. Der »blind« urteilenden Menge der Lesenden müsse deshalb »ein Licht« angezündet werden, »da das verkehrte Urtheil [...] die Hauptursache des Verderbens der gesunden deutschen Litteratur«<sup>20</sup> sei. Vor allem die im deutschen Publikum weit verbreitete »Gellertomanie«,<sup>21</sup> der nicht einmal Lessings *Literaturbriefe* Einhalt zu gebieten vermochten, ist den beiden Kritikern ein Dorn im Auge:

Gellert hat in der That seinen Ruhm nicht den Kunstrichtern zu verdanken; denn derselbe war schon gegründet, ehe die kritische Despotie ihren Anfang nahm. Den Beifall, den Gellert besitzt, hat ihm die Nation von freyen Stücken zu Theil werden lassen, ohne dazu von Thongebnern aufgemuntert zu seyn.<sup>22</sup>

Als ausschlaggebendes Kriterium einer richtigen Beurteilung gilt den beiden Verfassern das Genie. »Ich schätze den Dichter bloß nach dem Genie«, erklärt Unzer, »und das Genie besteht hauptsächlich in der Kraft zu schaffen; hievon heißt er ein Poet. Es versteht sich, daß mir sein schöpferischer Geist lauter Dinge vorstellen muß, die mich interessiren.«<sup>23</sup> Und wenig später heißt es: »Wer nur die interessirendste Erfindungskraft besitzt, der ist der Dichter, den ich in die erste

16 Ebd., I, S. 93 f.

17 Ebd., I, S. 233.

18 Ebd., I, S. 55.

19 Ebd., I, S. 17.

20 Ebd., I, S. 20.

21 Ebd., I, S. 311.

22 Ebd., I, S. 64 f.

23 Ebd., II, S. 89.

Classe setze.«<sup>24</sup> Im weiteren Verlauf seiner Überlegungen führt Unzer dann aus, was er unter einem ›Dichter vom ersten Range‹ versteht: »de[n] schöpferische[n] Geist, welcher alle seine Gegenstände durch Handlung belebt«, »die Erfindung und vollkommen dichterische Bearbeitung ganzer Plane und einzelner Theile«, »ein durchgehends poetischer, edler und angemessener Ausdruck«.<sup>25</sup>

Wirklich feiern wollen die streitbaren Verfasser niemanden. Klopstock, Wieland, Ramler, Geßner und Gleim bilden die oberste Klasse, wobei Klopstock noch über allen andern steht; Uz und Hagedorn werden immerhin gelobt.<sup>26</sup> Neben Gellert werden im zweiten Stück auch noch der wenig geistreiche Rabener sowie der phantasie- und genielose Lessing verworfen.<sup>27</sup> Wenigstens lassen die beiden Kunstrichter Lessing insofern noch eine gewisse Gerechtigkeit widerfahren, als sie ihn zusammen mit Weiße als einen Dichter nennen, der es auch ohne Genie »mit Fleiß, Studiren und Uebung«<sup>28</sup> zu etwas gebracht habe, denn immerhin sei er »ohne Zweifel der größte und vollkommenste Prosator in Deutschland«.<sup>29</sup> Das nüchterne Fazit, das in den ›Dichterbriefen‹ schließlich gezogen wird, lautet, dass der großen deutschen Dichter so wenige seien, dass sie kaum eine »klein[e] Gartenlaube«<sup>30</sup> füllen würden.

Der Schock, den die umfassende Aburteilung Gellerts und anderer angesehener Dichter auslöste, spiegelt sich in den zeitgenössischen Rezensionen wider, so in Friedrich Nicolais *Allgemeiner deutscher Bibliothek*, wo von Johann Joachim Eschenburg zum einen der dreiste Ton und zum anderen die »unbesonnenen, halb verdauten, und zudringlichen Urtheile« gerügt werden.<sup>31</sup> In den *Hallischen Neuen Gelehrten Zeitungen* heißt es in der ersten Besprechung, die überhaupt zu dieser ganz auf Provokation angelegten Schrift erschienen ist:

Dem Schreiber dieses Büchleins mögen die Hände sehr gejuckt haben. In seinem Kopfe mag es auch ziemlich übel aussehen. Wie hätte er es sonst wagen können, uns Deutschen dieses unverdaute, kühne und seichte

24 Ebd., II, S. 92.

25 Ebd., II, S. 251.

26 Im weiteren Verlauf des Briefwechsels werden dann für die zweite Klasse, ohne dass sie endgültig bestimmt worden wäre, Uz, Gerstenberg, die Karschin und Denis vorgeschlagen (vgl. ebd., II, S. 252).

27 Vgl. ebd., II, S. 42–44 und S. 247 ff.

28 Ebd., II, S. 246.

29 Ebd., II, S. 248.

30 Ebd., II, S. 80.

31 Johann Joachim Eschenburg, [Rez. zu] Ueber den Werth einiger Deutschen Dichter, in: *Allgemeine deutsche Bibliothek*, Bd. 19, 1. Stück, Berlin und Stettin 1773, S. 34–56, insbes. S. 39 und S. 52.

Geschwätz vorzulegen? [...] Der Verf. scheint einer von den muthwilligen Buben zu seyn, die am Fuße des deutschen Parnasses herumschwärmen, und gerne verdiente Männer mit Koth besprühen möchten.<sup>32</sup>

Auch in dem von Christian Heinrich Schmid herausgegebenen *Almanach der deutschen Musen* findet der Rezensent nichts als ablehnende Worte:

Nicht genug, daß Gellerts Andenken von so manchem Stümper verunehrt worden, hier treten ein paar Wäscher auf, die dumm und dreist der ganzen Nation ins Gesicht beweisen wollen, daß sie keine Ursache gehabt, Gellerten zu lieben und zu bewundern. Ich bin überzeugt, daß jedermann diese kritischen Briefe mit dem größten Unwillen und Verachtung aus der Hand werfen wird [...].<sup>33</sup>

Der junge Goethe jedoch hat die ›Dichterbriefe‹ nicht aus der Hand geworfen. Bekanntlich gehörte er zu den wenigen, von denen die beiden »Freygeister in Sachen des Genies«<sup>34</sup> in Schutz genommen wurden. Doch war er nicht der einzige, der dem mutigen Versuch, Gellert vom Parnass herunterzustoßen, durchaus Anerkennung zollte. In hohem Maße zustimmend reagierte auch der Rezensent der Schrift in der *Neuen Braunschweigischen Zeitung*, von dem die literaturwissenschaftliche Forschung bislang kaum Kenntnis genommen hat, was sich wohl aus dem abgelegenen Ort dieser Publikation erklären lässt. Anders als

32 Hallische Neue Gelehrte Zeitungen, 100. Stück vom 12. Dezember 1771, S. 794–796.

33 *Almanach der deutschen Musen* auf das Jahr 1772, S. 62 f. Der Verfasser ist vermutlich Christian Heinrich Schmid selbst.

34 [Rez. zu] Ueber den Werth einiger deutschen Dichter, in: Frankfurter gelehrte Anzeigen vom Jahr 1772, Nummer XV (21. Februar 1772), S. 117–119, hier S. 117. Eduard Jacobs nimmt an, dass die Rezension von Goethe stammt und dass er sie Merck zuschickte oder diktierte. Vgl. dazu Eduard Jacobs, »Ludwig August Unzer. Dichter und Kunstrichter«, in: Zeitschrift des Harz-Vereins für Geschichte und Altertumskunde 28 (1895), S. 117–252, hier S. 176. Eine gegenteilige Ansicht vertreten Hermann Bräuning-Octavio und Klaus Lazarowicz, die Merck für den Verfasser der Rezension halten; vgl. Hermann Bräuning-Octavio, Herausgeber und Mitarbeiter der Frankfurter Gelehrten Anzeigen 1772, Tübingen 1966, S. 416 und Klaus Lazarowicz, *Verkehrte Welt. Vorstudien zu einer Geschichte der deutschen Satire*, Tübingen 1963, S. 72. Für Goethes Verfasserschaft spricht die Aussage des Rezensenten, er habe Gellerts Vorlesungen gehört, was nur auf Goethe zutreffen kann: »Der Recensent ist Zeuge, daß der selige Mann von der Dichtkunst, die aus vollem Herzen und wahrer Empfindung strömt, welche die einzige ist, keinen Begriff hatte. Denn in allen Vorlesungen über den Geschmack hat er ihn nie die Namen Klopstock, Kleist, Wieland, Geßner, Gleim, Lessing, Gerstenberg, weder im Guten noch im Bösen nennen hören.« (Frankfurter gelehrte Anzeigen vom Jahr 1772, S. 118.)

Eduard Jacobs vermutet hat,<sup>35</sup> handelt es sich dabei nicht um Justus Friedrich Wilhelm Zachariä, der zu diesem Zeitpunkt die *Neue Braunschweigische Zeitung* herausgab, sondern um den Braunschweiger Theologen Christian Günther Rautenberg (1728–1776), der zunächst Pastor zu Coppenbrügge und dann seit 1762 an der Braunschweiger Martini Kirche ordiniert war. In den zahlreichen Predigten und Sittenlehren, die er ganz im Geiste der Aufklärung veröffentlichte, versuchte er, die göttliche Offenbarung mit rationalen Argumenten zu stützen.<sup>36</sup> So verfasste er eine *Einleitung in die christliche Glaubens- und Sittenlehre*, die 1777 posthum erschien und in der grundsätzliche Fragen wie ›Was ist die Religion?, Wer ist Gott?, Woher wissen wir, daß ein solcher Geist ist?‹ behandelt werden. Zudem übersetzte er Henry Homes *Versuche über die ersten Gründe der Sittlichkeit und der natürlichen Religion* (1768), die er zusätzlich mit einem Kommentar versah, und die *Theorie der moralischen Empfindungen* von Adam Smith (1770).

Ohne jede weitere Zurückhaltung schreibt Rautenberg über den [!] Verfasser der ›Dichterbriefe‹:

Kaum ist es bey Gellerts Grabe etwas stille geworden, um welches sich berufene und unberufene Dichter fast heischer geschrien, so steht ein Mann auf, der so gar seinen Ruhm zu Grabe tragen will, und der das Herz, oder, wie viele sagen werden, die Unverschämtheit hat, es dem ganzen ehrwürdigen deutschen Publikum ins Gesicht zu sagen, daß es seinen Beyfall an den Unrechten verschwendet, und daß der, dessen Verlust es so laut beklaget, gar nicht der Mann sey, der ihn verdienet.<sup>37</sup>

Rautenberg setzt sich detailliert mit den einzelnen Kritikpunkten der »scharfsinnigen Untersuchungen«, wie er sie nennt, auseinander und kommt in der zweiten Fortsetzung seiner Besprechung zum Ergebnis, dass es »doch wohl kein Verbrechen« sei, »Gellerten, da er einmal tod ist, als Schriftsteller, strenge und genau zu prüfen, (denn warum sollte er besser seyn, als die Egyptischen Könige, die sich eben das mußten gefallen lassen?) und es kan auch den Nutzen haben, den

35 Artikel »Unzer, Ludwig August« von Eduard Jacobs, in: Allgemeine Deutsche Biographie, hg. von der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, Bd. 39 (1895), S. 336–343, hier S. 340.

36 Zu nennen wären hier seine *Predigt über den vernünftigen Glauben des Christen* (1768), *Die Gerechtigkeit des Christen gegen das Eigenthum des Nächsten* (1768), *Von der Frömmigkeit der Jugend* (1772) oder seine *Christliche Glaubens- und Sitten-Lehre: catechetisch abgehandelt* (1767).

37 [Rez. zu] Ueber den Werth einiger deutschen Dichter, und über andere Gegenstände, den Geschmack und die schöne Litteratur betreffend. Ein Briefwechsel. Erstes Stück, in: Neue Braunschweigische Zeitung vom 4. Februar 1772.



Geschmack der Nation zu läutern, zu befestigen, und sie zu lehren, mit welchen Augen sie den Werth ihrer Schriftsteller beurtheilen müssen«. <sup>38</sup>

Aber auch der wohlwollende Rautenberg stört sich am Ton der ›Dichterbriefer. Es ist der einzige wirklich relevante Kritikpunkt, den er offenbar gelten lässt und auf den er im Beschluss seiner Rezension zu sprechen kommt:

Allein, mußte das nun so anzüglich, so grob, mit solcher hönischen Freude gesagt werden? Waren deßwegen die Namen, Sudler, Stümper, Reimreich, bey einem wirklichen verehrungswürdigen Manne am rechten Orte angebracht? Mußten alle Flecken an ihm so zudringlich aufgesucht, so bitter gerüget, und die Schönheiten dagegen mit vorsetzlicher Nachlässigkeit übergangen werden? <sup>39</sup>

Aus einem Brief Rautenbergs wissen wir allerdings, wie im Folgenden noch gezeigt werden wird, dass das Ende der Besprechung von fremder Hand hinzugefügt wurde. Weder Genie noch Größe gesteht Rautenberg Gellert zu, wohl aber einen gewissen Nutzen:

Gesetzt, daß er nur mittelmäßige Köpfe befriedigen kan, muß denn für diese gar nichts geschrieben werden? Sollen alle die, für welche die Miltonen und Klopstocke zu hoch sind, zu ihrer Nahrung nichts haben? Uns dünkt, daß, gegen diese gehalten, ein Gellert bey weitem nicht der größere, aber doch der nützlichere Schriftsteller ist. <sup>40</sup>

Bis auf den Schluss ist die Rezension im Ton zwar zurückhaltend, dennoch überwiegt eindeutig das positive Urteil.

### Rautenbergs Briefe in der *Olla Potrida*

Dass es sich bei dem Rezensenten tatsächlich um Rautenberg handelt, ist einem Brief zu entnehmen, der zusammen mit vier weiteren 1782 in der Zeitschrift *Olla Potrida* veröffentlicht wurde <sup>41</sup> und dessen bei der Veröffentlichung ungenannter

38 Ebd. [Forts.], in: Neue Braunschweigische Zeitung vom 7. Februar 1772.

39 Ebd. [Forts.], in: Neue Braunschweigische Zeitung vom 10. Februar 1772.

40 Ebd.

41 Vgl. Fünf Briefe des verstorbenen Predigers Rautenberg zu Braunschweig, S. 109–130.

Adressat kein anderer als Ludwig August Unzer ist.<sup>42</sup> Den Nachweis dafür liefert der Briefwechsel Unzers mit Jakob Mauvillon, in dem es an einer Stelle unter Bezugnahme auf die Korrespondenz mit Rautenberg heißt:

Ist Ihnen Rautenbergs Kritik des ersten Stücks der Dichterbriefe in der Braunschweigischen Zeitung zu Händen gekommen? Ich habe mit diesem würdigen Gelehrten einen angenehmen Briefwechsel angefangen, und genieße seine Freundschaft in einem nicht geringen Grade.<sup>43</sup>

Die in der *Olla Potrida* abgedruckten Briefe sind Teil der von Unzer hier erwähnten Korrespondenz. Über Gellert heißt es im ersten dieser Briefe, dass er unzweifelhaft zu denjenigen gehöre, »die unter einer so glücklichen Constellation geboren sind, daß sie, ohne daß man recht sagen kann, warum? in außerordentlichen Ruf kommen, und daß es fast eine Todtsünde [sei], anders als mit tiefer Ehrerbietung von ihnen zu reden«:

Welche Abgötterei hat man nicht mit ihm getrieben! wie ausgebreitet war sein Ruf bey allen Klassen der Menschen! Wohin man kommt, da findet man seine Schriften, und jeder Mund, der von ihm spricht ertönt von seinem Lobe.<sup>44</sup>

Gerade deshalb hätten »[j]ene Verfasser« der Briefe auch Recht, fährt Rautenberg fort, »wenn sie behaupten, daß *Gellert* kein Genie war, und ich habe das Herz gehabt, es in der hiesigen Recension öffentlich zu gestehen, daß sie darin Recht haben«.<sup>45</sup>

Rautenberg formuliert seine Gedanken so, als ob er nicht wisse, dass Unzer an den ›Dichterbriefen‹ beteiligt war – und vielleicht wusste er es zu diesem Zeitpunkt auch noch nicht. Aber die Sicherheit, mit der er Unzer anspricht, lässt vermuten, dass er die Verfasserschaft zumindest ahnte:

Ich hoffe, daß die Vernünftigen mit meinem Urtheile und auch mit den Erinnerungen zufrieden seyn werden, die es beschließen; nur muß ich Ihnen

42 Lediglich Richard Daunicht vermutete Ludwig Unzer als Adressaten der Briefe Rautenbergs, ohne jedoch einen Beleg dafür zu geben. Vgl. Richard Daunicht, *Lessing im Gespräch. Berichte und Urteile von Freunden und Zeitgenossen*, München 1971, S. 319. Ein zeitgenössischer Hinweis auf Unzer findet sich in einer Rezension des dritten Stücks der *Olla Potrida* von 1782 in: *Frankfurter gelehrte Anzeigen vom Jahr 1783*, Nummer XIV (18. Februar 1783), S. 111–112, hier S. 112.

43 Mauvillons Briefwechsel, S. 30.

44 Fünf Briefe des verstorbenen Predigers Rautenberg zu Braunschweig, S. 110 f.

45 Ebd., S. 111.

gleich dabey sagen, daß die letzten sechs oder sieben Zeilen nicht von mir sind. Aus dem ganzen Ton der Recension werden Sie bald abnehmen, daß ich Ursache gehabt, mit Vorsicht und Mäßigung zu sprechen, und eben daher ist es auch gekommen, daß die letzten Erinnerungen herber und strenger sind, als sie sonst würden geworden seyn. Ich mußte doch etwas thun, um diejenigen zu besänftigen, die es mir schon übel genommen, daß ich die Urtheile nur bloß historisch nach der Länge angeführt.<sup>46</sup>

Offenbar drängte der Herausgeber der *Neuen Braunschweigischen Zeitung*, der bereits erwähnte Justus Friedrich Wilhelm Zachariä, Rautenberg zu einer kritischeren Haltung gegenüber der provokanten Schrift Mauvillon und Unzers, und wie dem Text des Briefes zu entnehmen ist, griff er letztendlich in die Besprechung ein und formulierte den Schluss der Rezension selbst. Rautenbergs Partheinahme für die beiden kühnen Kunstrichter tritt dennoch offen zutage, wie die nachfolgenden Zeilen erkennen lassen:

Darf man sich nun noch wundern, daß die Journalisten mit solcher Heftigkeit und Grobheit über diese *Briefe* hergefallen und zwar in einem so ungesitteten Tone, mit solcher unprüfenden Partheylichkeit, daß ich mich recht darüber geärgert habe? Das sind mir schöne Richter, die so nach Vorurtheilen ihre Aussprüche abfassen, die denn auch so einseitig und spielend ausfallen.<sup>47</sup>

Aus Rautenbergs Briefen ergibt sich demnach eine ganz neue Perspektive mit Blick auf die Rezeption der ›Dichterbriefe‹. Vor allem die Reaktion Lessings ist aufschlussreich. Am Ende seines ersten Briefes berichtet Rautenberg, wie er zusammen mit Lessing einen Buchladen besuchte – vermutlich die Waysenhausbuchhandlung in Braunschweig, die auch die neuesten Publikationen des Lemgoer Verlages Meyer führte –, als gerade die ›Dichterbriefe‹ geliefert wurden: »Er freuete sich, da er auf dem hintern Blatte die Worte las, daß Gellert ein langweiliger Erzähler sey, und keinen Funken Genie habe. Das ist lange meine Meinung gewesen, sagte er, und nahm die Briefe mit.«<sup>48</sup>

Im zweiten Stück der ›Dichterbriefe‹ wurde dann jedoch Lessing selbst kritisiert. »Das ächte Dichtergenie«, heißt es dort, »scheint ihm aber von der Natur versagt zu seyn.«<sup>49</sup> Aus diesem Grunde könne er daher auch keinen »Anspruch

46 Ebd.

47 Ebd.

48 Ebd., S. 112.

49 [Jakob Mauvillon und Ludwig August Unzer], Ueber den Werth einiger Deutschen Dichter, II, S. 248.

auf eine Stelle in der zweyten Classe der deutschen Dichter«<sup>50</sup> machen. Womöglich war diese Kritik der Anlass für Lessings Sinneswandels in Bezug auf seine Einschätzung Gellerts: »Itzt aber höre ich«, fährt Rautenberg in seinem Brief fort, »daß er behauptet, Gellerts dramatische Werke wären die besten Originalstücke, die wir hätten, und sie brauchten nur eine kleine Umarbeitung, um recht schön zu seyn ...«.<sup>51</sup>

In Rautenbergs drittem Brief kommt er dann auch auf das zweite Stück der ›Dichterbriefe‹ zu sprechen, das erst 1772 erschien und deshalb nicht Gegenstand der Rezension in der *Neuen Braunschweigischen Zeitung* sein konnte:

Den zweiten Theil der *Briefe über den Werth der Dichter* habe ich nun auch mit Vergnügen und Nutzen gelesen, und es freuet mich, hier ebenfalls einige zu finden, die, wo nicht ganz vortheilhaft, doch gelinde und billig davon urtheilen. Das läßt sich indessen leicht denken, daß man nicht mit allen geäuserten Urtheilen zufrieden ist, und daß besonders die Klaßification der Dichter von einem jeden reformiret wird. Denn jeder urtheilt nach seinem Geschmack und setzt den oben an, der damit am besten harmonirt.<sup>52</sup>

Dann aber bringt er hinsichtlich einiger Details eine ganz gegenteilige Meinung zum Ausdruck: »Ich sehe selbst nicht ein, wie *Gleim* zu der Ehre kömmt, im obersten Range zu glänzen.«<sup>53</sup> Mit dem Urteil über Rabener ist er im Großen und Ganzen zwar einverstanden, äußert dann aber doch gewisse Vorbehalte gegen die Satire:

[I]ch möchte aber nicht gerne eine *persönliche Satyre* eingeführt und authorisirt sehen, als nur in sehr seltenen Fällen. Wie leicht kann sie in Pasquill ausarten! In gewissem Verstande ist jede Satyre *persönlich*, weil der Verfasser allemal reelle Thoren im Sinne hat, von denen er seine Schilderung hernimmt. Aber so *persönlich*, daß man mit Fingern auf den weisen kann, den die Geißel trifft, weil sie ihn allein trifft – nein, das mögte ich nicht – [...].<sup>54</sup>

Anderer Ansicht ist er auch in Hinblick auf die Dichtung der Anacreontik. Noch größere Vorbehalte aber hegt er Wielands schlüpfriger Erotik gegenüber:

50 Ebd., S. 249.

51 Fünf Briefe des verstorbenen Predigers Rautenberg zu Braunschweig, S. 112.

52 Ebd., S. 117.

53 Ebd.

54 Ebd., S. 117 f.

In Absicht der *Erotischen Dichter* kann ich mit ihrer Meinung nicht einig werden. Den Dichtern der Freude und Liebe, wie *Utz, Gleim, Lessing*, will ich ihre Leier nicht nehmen, (denn Freude und Liebe sind unschuldig und zum Theil Pflicht) aber wollüstige Gedichte, wie *Wieland* sie macht, halte ich immer den guten Sitten und der Tugend gefährlich. Schade vor allen Gaben des Geistes, wenn sie zur Verführung gemißbraucht werden! – Hierin denke ich, wie *Sulzer*, der das mit *den Musen Unzucht treiben* nennt.<sup>55</sup>

In der *Neuen Braunschweigischen Zeitung* wurde zuvor eine Kritik von Wielands prosaischen Schriften publiziert, die, wie vermutet wurde,<sup>56</sup> von Unzer stammt und die Rautenberg sicherlich gekannt hat. In aller Ausführlichkeit tadelt dieser in seinem an Unzer gerichteten Brief nun Wielands Moralvorstellungen, die er für fragwürdig und für jugendgefährdend hält:

*Wieland* scheuet sich nicht, selbst seine comischen Erzählungen für Spiele einer *philosophischen Muse* auszugeben. Was das heißen solle, verstehe ich gar nicht: – und nach der bisher angenommenen Tugendlehre ist es auch unverständlich. Allein man sieht auch sehr deutlich, daß er über Tugend und Moral ein ganz anderes System hat, als wir Menschenkinder, wovon er uns nur die Conclusion giebt, und die Prämissen verschweigt.<sup>57</sup>

Mit Blick auf Unzers Ausführungen in der *Neuen Braunschweigischen Zeitung* heißt es dann weiter:

Sie sagen selbst, Werthester Freund, daß sich seine comischen Erzählungen, seine Idris, nach Religionsgrundsätzen gar nicht entschuldigen lassen, nach philosophischen vielleicht eher – nach dichterischen sehr leicht – Wie sehr wünschte ich, daß sie dies einmal in einer besondern Schrift ausführten und ihre Theorie, mir wenigstens, in ein näheres Licht setzten. – Ich gebe gerne zu, daß in unserer Sittenlehre noch manches übertriebenes und mönchisches ist, und daß die christliche, so wie sie gemeinlich vorgestellt wird, mit der philosophischen in vielen Stücken in Uebereinstimmung gebracht werden kann. Es kann dabey aber doch seyn, daß von meiner theologischen

55 Ebd., S. 118.

56 Vgl. »Erklärung, die neue Ausgabe von Wielands älteren prosaischen Schriften betreffend«, in: *Neue Braunschweigische Zeitung* Nr. 192 vom 10. Dezember 1771 (Forts. in den Nrn. 193 und 194). Zu Unzers Verfasserschaft s. *Lexikon deutscher Dichter und Prosaisten*, hg. von Karl Heinrich Jördens, Bd. 5, Leipzig 1810, S. 129.

57 Fünf Briefe des verstorbenen Predigers Rautenberg zu Braunschweig, S. 118 f.

Erziehung und Denkart mir Vorurtheile ankleben, über welche ich mich noch nicht hinweggesetzt, und daß mir dadurch der wahre Gesichtspunkt verrückt wird [...].<sup>58</sup>

Rautenberg betont, dass es wichtig sei, andere, die Wieland »für ein durchgängig nachahmliches Muster halten, auf seine Fehler aufmerksam« zu machen, weshalb er das »scharfe Urtheil«, das man über ihn gefällt habe, billige. Im Übrigen teile er Unzers kritische Sicht auf das deutsche Publikum und den herrschenden Geschmack:

Mir ist der Satz, den Sie bey dieser Gelegenheit äusern, daß Genie und Anlage zur Dichtkunst mit einem falschen Geschmak wohl bestehen können, gar nicht paradox, und daraus erkläre ich, warum in Zeiten des verderbten Geschmaks alle Schriften damit angesteckt sind. Sollten in solchen Zeiten keine Genies in der Welt gewesen seyn? der Geschmak richtet sich, so wie die Idee und Empfindung der Schönheit (denn was ist er im Grunde anders?) nach der herrschenden Mode und diese giebt dem Genie eine falsche Richtung. Man bringe einen Menschen, der gute Füße hat, auf einen unrechten Weg: so wird er sich viel weiter verirren, je mehr Kräfte zu gehen er hat. Bey dem Genie kömmt sehr viel auf die erste Impression an, die sein Zeitalter, die Erziehung, oder die erste Lectüre ihm giebt.<sup>59</sup>

### Für eine Revision der Literaturgeschichte

Man fragt sich natürlich, wie diese Briefe in die Hände des Herausgebers der *Olla Potrida*, Heinrich August Ottokar Reichard (1751–1828), gekommen sind. Bekannt ist, dass Unzer kurz vor seinem Tod die an ihn gerichteten Briefe an ihre Absender zurückgeben ließ,<sup>60</sup> wobei aber offenbar einige Blätter durcheinander gekommen waren. So findet sich in dem von Mauvillons Sohn herausgegebenen Briefwechsel auch ein Brief von Unzer an Reichard, der wohl zufällig unter die Briefe an

58 Ebd., S. 119.

59 Ebd., S. 120.

60 Vgl. Mauvillons Briefwechsel, S. 105, wo es in einem Brief von Heinrich Friedrich Diez an Jakob Mauvillon heißt: »Er [Unzer] hat mir alle seine an ihn geschriebene Briefe übergeben und geschenkt, es sind darunter auch die Ihrigen. Einige haben mir schon angelegen, ihnen ihre Briefe wieder herauszugeben, ich habe aber diesen Wunsch nicht erfüllen können.« Siehe auch Eduard Jacobs, »Ludwig August Unzer. Dichter und Kunstrichter«, S. 252.

Mauvillon geraten sein muss.<sup>61</sup> Es ist durchaus möglich, dass die Briefe von Rautenberg, der am 2. Februar 1776 verstarb, über ähnliche Umwege in den Besitz Reichards kamen, der sie mit der Veröffentlichung in der *Olla Potrida* einem breiten Publikum zugänglich machen wollte. Dabei verwundert allerdings, dass er den Namen seines Freundes nicht erwähnt. Dass Reichard lange Zeit die Erinnerung an Unzer wachzuhalten suchte, davon zeugt neben dem »Fragment eines Gedichts an Herrn Schmid«,<sup>62</sup> das Reichard in das dritte Stück der *Olla Potrida* von 1781 mit den Worten »Vom verstorbenen Unzer« einrücken ließ,<sup>63</sup> auch der Umstand, dass er noch mehr als zehn Jahre nach dessen Tod seinen Namen in der chronologischen Tabelle der »merkwürdigsten Dichter der Zeiten und Völker« aufführt, die 1785 in der Zeitschrift *Olla Potrida* veröffentlicht wurde.<sup>64</sup>

Im Nachhinein könnte Rautenbergs wohlwollende Rezension der ›Dichterbriefe‹, die, wie schon erwähnt, neben (augenscheinlich) Goethes Besprechung in den *Frankfurter gelehrten Anzeigen* und derjenigen Johann Georg Peter Möllers in den in Greifswald verlegten *Neuen kritischen Nachrichten*<sup>65</sup> zu den einzig positiven gehörte, zusammen mit seinen in der *Olla Potrida* posthum veröffentlichten Briefen das durchweg negative Bild korrigieren, das der Streitschrift seit ihrem Erscheinen anhaftete und bis ins 20. Jahrhundert hinein das Urteil der Literaturwissenschaftler weitestgehend bestimmte. So werden Unzer und Mauvillon z. B. in der Lessing-Forschung als die »subtilsten Mäkler«<sup>66</sup> ihrer Zeit bezeichnet. Schon 1781 heißt es bei Karl August Küttner, dass »[d]ie kecken und schiefen Wäschereyen« der zwei ungenannten Verfasser, »die Gellerten zum ärmlichsten Reimer heruntersetzten, [...] vom ganzen lesenden Publikum verlacht und verachtet worden« seien,<sup>67</sup> und 1807 schreibt Karl Heinrich Jördens in seinem *Lexikon deutscher Dichter und Prosaisten* über die ›Dichterbriefe‹:

Die Begierde, den Urtheilen des Publikums über einige Dichter, vornehmlich Gellert (den die Verfasser zum armseligsten Reimer heruntersetzten) zu widersprechen, riß sie zu Uebertreibungen und einseitigen Deklamationen hin. Ihre kecken und schiefen Wäschereien wurden aber vom ganzen lesenden Publikum verlacht und verachtet. Dies hindert übrigens nicht zu sagen,

61 Mauvillons Briefwechsel, S. 69–72.

62 Gemeint ist der Dichter Klamer Eberhard Karl Schmidt (1746–1824) aus Halberstadt.

63 Heinrich August Ottokar Reichard, Fragment eines Gedichts an Herrn Schmid, in: *Olla Potrida*. Eine Quartalschrift, Berlin 1781, 3. Stück, S. 7–8.

64 Vgl. *Olla Potrida*. Eine Quartalschrift, Berlin 1785, 2. Stück, S. 85.

65 Vgl. *Neue kritische Nachrichten*, Bd. 8, 1. Stück, Greifswald 1772, S. 5–7.

66 Willfried Barner u. a., *Lessing. Epoche – Werk – Wirkung*, München 1975, S. 334.

67 [Karl August Küttner], *Charaktere teutscher Dichter und Posaisten*. Von Kaiser Karl, dem Großen, bis aufs Jahr 1780, Bd. 1, Berlin 1781, S. 248.

daß mitunter auch manches Wahre und Richtige in diesen Briefen über *Gellets Schriften* vorkommt, das wohl beherzigt zu werden verdient.<sup>68</sup>

Ein ähnliches Fazit zieht Karl Schiller 1845, wenn er bemerkt:

[...] diese Briefe, welche Wahres und Falsches in leidenschaftlicher Hast durch einander wühlten, welche in taktloser Ungerechtigkeit alles auf die Spitze trieben, und wo sie Schwierigkeiten fanden, das Kind gleich mit dem Bade ausschütteten, hatten wenigstens aus höherem Gesichtspunkte betrachtet das Gute, daß sie der damals grassierenden sentimentalen Weinerlichkeit einen heilsamen Stoß versetzten, und daß sie, wenn auch nicht durch Anregung, wozu es ihren Verfassern selbst an Schöpferkraft und harmonischer Ausbildung fehlte, doch wenigstens durch Aufregung wohlthätig einwirkten.<sup>69</sup>

Wesentlich härter geht Georg Gottfried Gervinus mit Mauvillon ins Gericht, den er in seiner *Geschichte der Deutschen Dichtung* einen »heimlichen Antichrist«<sup>70</sup> nennt. Mauvillon erschien insbesondere wegen seiner französischen Herkunft äußerst suspekt. Außerdem hatte er tatkräftig die Französische Revolution unterstützt, ohne ein Geheimnis daraus zu machen. Bei dem seinerseits für nationalistische Ideen einer bestimmten dunklen Epoche der deutschen Geschichte mehr als empfängliche Literaturwissenschaftler Josef Nadler liest sich das dann so: »Der Franzose Mauvillon am Braunschweiger Carolinum verführte Unzer vom frommen Glauben des Vaterhauses zum Übermut eines ausgemachten Freigeistes und nahm von der Seele des Todgeweihten [Unzer litt an Schwindsucht, A.K.] unumschränkten Besitz.«<sup>71</sup> – Mit allen diesen Vorurteilen räumen die Briefe Rautenbergs ein für allemal unwiderruflich auf und weisen Unzer und Mauvillon die ihnen gebührende Stelle in der deutschen Literaturgeschichte zu.

68 Lexikon deutscher Dichter und Prosaisten, hg. von Karl Heinrich Jördens, Bd. 1, Leipzig 1807, S. 84.

69 Karl Schiller, Braunschweigs schöne Literatur in den Jahren 1745 bis 1800, die Epoche des Morgenrothes der deutschen schönen Literatur, Wolfenbüttel 1845, S. 135–136.

70 Georg Gottfried Gervinus, Geschichte der Deutschen Dichtung, Bd. 5, 4. Aufl., Leipzig 1853 [EA 1842], S. 242.

71 Josef Nadler, Literaturgeschichte der deutschen Stämme und Landschaften, Bd. 2, Regensburg 1923, S. 532.



## Erster Anhang

Christian Rautenbergs Rezension von *Ueber den Werth einiger Deutschen Dichter, und über andere Gegenstände, den Geschmack und die schöne Litteratur betreffend*, in: *Neue Braunschweigische Zeitung* vom 4., 6., 7. und 10. Februar 1772.<sup>72</sup>

Frankfurt u. Leipzig. *Ueber den Werth einiger deutschen Dichter, und über andere Gegenstände, den Geschmack und die schöne Litteratur betreffend. Ein Briefwechsel. Erstes Stück.* Gellert, der in seinem Leben so bewunderte, und nach seinem Tode fast vergötterte Gellert, dieser Lieblingsdichter der Nation, dieser Diktator des guten Geschmacks, den die allgemeine Stimme der Deutschen zu ihren besten Genies zählt, findet hier einen Kunstrichter, der ihm unbarmherzig den Dichterkranz abreißt, und ihn von der Stelle wegweist, die er widerrechtlich auf dem Parnasß eingenommen. Welch eine wunderbare Sache ist es nicht um Ruhm und Beyfall! Kaum ist es bey Gellerts Grabe etwas stille geworden, um welches sich berufene und unberufene Dichter fast heischer geschrien, so steht ein Mann auf, der so gar seinen Ruhm zu Grabe tragen will, und der das Herz, oder, wie viele denken werden, die Unverschämtheit hat, es dem ganzen ehrwürdigen deutschen Publikum ins Gesicht zu sagen, daß es seinen Beyfall an den Unrechten verschwendet, und daß der, dessen Verlust es so laut beklaget, gar nicht der Mann sey, der ihn verdient. Er betrachtet ihn aus allen Gesichtspunkten, in welchen er sich gezeigt, als Briefsteller, als Roman- und komischen Dichter, als Schäferdichter, als geistlichen Gesängedichter, als Fabeldichter, Lehrdichter, als Moralisten, als Kunstrichter – und das Resultat davon ist, daß er ein sehr mittelmäßiger Dichter, ohne einem Funken von Genie ist, arm an Handlungen und poetischen Bildern, niedrig, matt, langweilig, mit einem Worte, ein reimender Prosaist. So lautet es gleich im Anfange, je weiter er aber hineinkommt, desto ärger wird es. Wir können leicht denken, daß die meisten unserer Leser schon bey diesem Anfange stutzig geworden, und kaum die Geduld haben, solche Blasphemien gegen ihren Liebling anzuhören. Aber was ist zu machen? Das Urtheil ist einmal gefällt, und ehe wir es corrigiren, müssen wir doch vernehmen, wie es lautet, und was der Mann dafür zu sagen hat. Wollte man ihn so schlechtweg mit dem Namen eines Neulings, eines paradoxen Kopfes, eines hämischen Criticus, abweisen, so würde er nur über das deutsche Publikum noch mehr spotten, dem er so schon nicht! viel Geschmack zutrauet. Also nur dreist darauf zu, und mit kalten Blute zugehöret, wie er den guten Gellert herum nimmt! Mit seinen Briefen, mit seiner *Schwedischen Gräfin*, mit den dramatischen Stücken und Schäferge-

72 Die Wiedergabe des Textes folgt der historischen Schreibung. Die Antiqua-Type ebenso wie Fettdruck werden durch Kursiv-Setzung wiedergegeben.

dichten wird er bald fertig, und in der That sind sie auch nicht das Beste seiner Werke. So viel Aufsehen auch seine *Briefe* machten, als sie herauskamen, so viel Nachahmer und Bewunderer sie fanden, so ist man doch itzt unter Kennern wohl ziemlich darüber eins, daß der Ton darinn verfehlt ist, und daß sie dem Namen ihres Verfassers nicht viel Ehre machen. Man lese nur die an seine Mama, an den Rittmeister, an den Pastor, der ihm seine Poesie zur Beurtheilung geschickt hatte. Wenn irgend ein Mensch zu etwas nicht gebohren war, (dies sind Worte unsers Verfassers, den wir künftig allein wollen reden lassen) so war es Gellert zum Witze nicht, und dennoch trachtet er nach nichts mehr, als drolligt und naif zu seyn. Wenn solche Nationen, als Franzosen und Italiäner, in deren Sprachen man, aus GOTT weiß, welcher Blindheit seine Briefe übersetzt hat, sie lesen, was müssen sie von einem Volke denken, das solche Albernheiten als Meisterstücke ansehen kan? Aber seine *Lustspiele*? die sind unter aller Kritik. Denn wo doch weder Handlung, noch Plan, Dialog und Charakter etwas taugen, was soll man dazu sagen? Es ist auch nicht *ein* erträglicher Auftritt da[r]in. Bey allen, ausser der *Betschwester*, ist es nöthig, darunter zu schreiben, was sie vorstellen sollen. – Der ganze erste Theil der *Schwedischen Gräfin* ist das abgeschmackteste, was nur jemals geschrieben worden, sonderlich die Episode von der Vermählung zweyer Geschwister. Der zweyte ist merklich besser, als der erste, aber doch nicht der Zeit werth, die man anwenden müßte, ihn zu lesen. Von den *Schäferspielen* ist das *Band* erbärmlich, weil kein Funke von Feuer, von Interesse, von Lebhaftigkeit darinn ist, und weil das ganze Stück nichts als eine wässerigte, naif seyn sollende Reimerey ist. In der *Silvia* ist der Plan besser, aber nicht besser benutzt; keine interessante Scene, alles zum Einschlafen bereit. Das sind noch leichte Scharmützel; nun aber geht es auf die Hauptfestung los, auf die *Fabeln und Erzehlungen*, die noch immer für Meisterstücke gehalten worden. Wenige sind von Gellerts Erfindung, und die meisten darunter schielend, falsch und schlecht erfunden, und ohne Geist ausgeführt. Niemals setzt er sich voll von seiner Sache hin, und dichtet, sondern läßt sich von dem Reim führen, wohin er will. Das ist besonders in seinen *Moralen* sichtbar! Gott! wie gedehnt, wie seicht, wie einschläfernd sind nicht diese! Auch in seinen besten sind sie unerträglich, und in andern oft ein wahres Gewäch, das länger ist, als die Fabel selbst.

(Die Fortsetzung künftig)

*Fortsetzung über den Werth einiger deutschen Dichter.*

Nirgends ist dieser Fehler merklicher, als in seinen *Erzehlungen*. Der *Unterschied zwischen Erzehlung und Fabel* sind eine dichterisch bearbeitete Geschichte, nur mit dem Unterschiede, daß jene die Absicht hat, entweder zu rühren, oder zu belustigen; diese aber, einen moralischen Satz zu erläutern, in Beziehung, auf welchen sie muß angesehen werden. Dort muß der Dichter alle entweder rüh-

rende oder belustigende Umstände zusammen nehmen, und sie in ihr rechtes Licht setzen: hier aber die Umstände, die fähig sind, die Moral frappanter zu machen; in beyden muß das weitschweifige, matte und unnütze gänzlich vermieden werden. Hat aber Gellert irgend einen Gedanken auf so etwas gehabt? Im geringsten nicht. Hier wird von seinen rührenden Erzählungen, *Inkle und Yariko* weitläufig durchgenommen, und gezeigt, daß sie sehr kalt, unzusammenhängend und schleppend ausgeführt ist. Die Verse, wie matt, wie des Reims wegen zusammengestoppelt! Man sieht deutlich, daß kein zuvor durchgedachter Plan vor dem Versemachen hergegangen ist, und daß der Mangel an Genie gar nicht einmal durch eine zuvor angestellte Ueberlegung die anzubringenden Gedanken ersetzt worden. *Die scherzhaften Erzählungen* sind schlecht erfunden oder gewählt, und schlecht behandelt. Einige können nur Stoff zum Epigramm geben, und sind unausstehlich, wenn sie in der Brühe einer Erzählung ausgedehnt werden. Gellerts ewiger Tummelplatz sind die Zänkereyen der Ehen, und schlechte Autoren; jede Sache trägt er gedoppelt vor, und mergelt den in einer lahmen Comödie schon abgedroschenen Charakter oder Einfall noch einmal in einer Erzählung aus, als die Betschwester und kranke Frau. Seine meisten Einfälle sind matt und gedehnt, auch in den Wendungen herrscht eine eckle Gleichförmigkeit. Er ist nur fähig, den Pöbel zu belustigen. – Das *Lehrgedicht* begreift einen oder mehrere Sätze aus allen möglichen Theilen der Wissenschaften, welche entweder nach einem dichterischen Plan geordnet, und mit solchen episodischen Erzählungen, die die Sätze zu beweisen vermögen, durchflochten sind, oder in eine einzige geschickt erfundene Erzählung von dem Dichter eingekleidet werden. Hieraus entstehen zwey Gattungen des Lehrgedichts. Von der ersten ist Utzens Kunst, stets fröhlich zu seyn, Duschens Wissenschaften, Wielands Natur der Dinge; von der andern, Wielands Musarion. Wie weit steht Gellert unter diesen! Er wirft nur einige Gedanken über leichte moralische Gegenstände ohne Plan und Verbindung hin! Das findet man nun zwar auch bey Haller und Hagedorn. Allein, wie stark denkt nicht jener, wie gedrängt, wie körnigt schreibt er nicht! wie edel ist sein Ausdruck! Und wie reizt nicht dieser durch die Mannigfaltigkeit seiner Gegenstände, durch den versteckten Spott, der uns ein Lächeln über die Thoren abzwingt, durch die lebhaft gezeichneten Charaktere. – Beym Gellert hingegen entdeckt man nur fleckweise, und selten, einen Gedanken, der ganz hübsch gesagt ist, und zuweilen stößt auch eine ertragliche Wendung auf, das übrige sind prosaische Gedanken in Sylbenmaaß gefesselt. – Aber nun seine *Moral*, wovon man immer so viel Aufhebens gemacht, und um derentwillen allein viele Eltern es der Mühe werth gefunden, ihre Söhne nach Leipzig zu schicken? auch die wird nicht günstiger behandelt. Siehet man sie als eine Sammlung von Predigten an für Leute, die keine Wissenschaften haben, die den Zusammenhang nicht einsehen, bey denen doch aber einzelne Stellen einen guten Eindruck

machen können, so ist sie ein gutes und gemeinnütziges Buch. So bald man sie aber aus diesem Gesichtspunkte verrückt, und sie als ein Buch für die denkende Welt, für das wissenschaftliche Publikum angesehen wissen will, so ist sie das Werk eines seichten Philosophen; schwankende Begriffe, nichts Zusammenhängendes, nichts richtig schliessendes in seinem Vortrage; er nimmt Dinge, die tausend Schwierigkeiten unterworfen sind, unbewiesen an; er giebt Lehren, ohne zu zeigen, warum man sie eigentlich beobachten müsse. Alles, so gar die Wahrheit, ist bey ihm Vorurtheil. Der Styl ist ganz angenehm, und zuweilen sanft-pathetisch. Was hilft das aber einem vernünftigen Leser, wenn er überall Sachen findet, die gar keinen richtigen Grund, keine Bestimmung, und oft keine Wahrheit haben u. s. w. Dies ist der Schluß der scharfsinnigen Untersuchungen, die unser Verfasser bey dieser Gelegenheit über die oft so wenig vorhandenen Begriffe einer Moral für den Verstand und für das Herz anstellet, wobey viele gründliche und feine Bemerkungen vorkommen.

(Die Fortsetzung künftig.)

*Fortsetzung über den Werth einiger deutschen Dichter.*

Nun noch das Endurtheil. Gellert war wirklich ein vortreflicher Mann im Leben, ob er gleich ein seichter Kopf, ein Dichter ohne alles Genie, und ein sehr mittelmäßiger Scribent war. Als Glied der bürgerlichen Gesellschaft ist er hoch zu schätzen. Er hatte eine sanfte Denkungsart, und dieser gemäß schrieb er. Wie konnte er wissen, daß die ganze Nation mit solcher Wuth auf seine Schriften fallen, und sich gar nach ihnen bilden würde. – Woher aber das, wenn er wirklich als Schriftsteller so wenig Werth hat? Sollte sich das ganze deutsche Publikum betrogen haben? Nur frey herausgesagt: Ausser wenigen guten Köpfen hat unser Publikum noch gar keinen Geschmack, welches sowohl aus der Menge und Oberherrschaft der Journalisten, als auch aus dem Beyfall erhellet, womit es die Nachahmer aufnimmt. Es besteht aus Leuten, die lesen und lesen, und nicht wissen, was sie lesen; oft bilden sie sich ein, sie finden etwas schön, und warum? weil es ihnen vorgesagt worden ist, oder, wenn sie wirklich etwas goutiren, so ist es etwas eckles und abgeschmacktes. Es weiß noch nicht einmal, was es zu lesen hat, und wirft sich ins Gelag hinein auf alles, was neu herauskommt. Italien, Frankreich, England, hingegen haben ihre Lieblingsschriftsteller, die die ganze Nation seit Jahrhunderten liest, und nicht einmal liest, und dann hinter das Bücherbrett wirft, sondern zehn- zwanzigmal. Diese studirt sie, schreibt über sie, und setzt ihre Schönheiten auseinander. Aber unser Publikum! mein Gott! wie liest das dagegen. Der Journalist zieht das Publikum, wohin er will, der Buchführer läuft dem Publiko nach, und der Schriftsteller dem Buchführer. – Nun deutsche Leser! da haben sie ihren Text, so dürre und derbe, als er ihnen je gelesen ist. Vergeben sie, daß wir ihre Ohren mit einem so langen Auszuge aus einem

so anstößigen Werke geärgert, wobey gewiß manche die Augen verkehret, und die Hände zusammengeschlagen haben. Wir konnten ihn nicht kürzer machen, wenn wir ihnen eine vollständige Nachricht von einem Buche, das viele Worte, geredt zu seiner Zeit, enthält, geben wollten, und wir können sie versichern, daß wir uns Gewalt anthun müssen, eine grosse Menge treffender und feiner Urtheile zu überschlagen. Mit unter müssen auch andere ehrliche Männer, ausser Gellert, an den Tanz: die *Verfasser* der Göttingischen Zeitungen, in dem, was die schönen Wissenschaften betrifft; Kästner, der es sich einfallen lassen, Gellerten mit Cicero zu vergleichen, und eine Stelle im Milton zu kritisiren; *Witthoff*, wegen seiner Gedichte; und vor allen *Young*, der gerade heraus ein Verderber des guten Geschmacks und der gesunden Vernunft genannt wird. Damit man aber nicht glaube, daß unser Kritikus nichts könne, als spotten und tadeln, so setzen wir gerne hinzu, daß er die übrigen Vorzüge eben dieser Männer nicht verkennet, daß er Wielanden, Rabenern, Geßnern, Leßingen, Klopstocken, Hallern, Hagedornen, Utzen, Duschen, Rammlern alle Gerechtigkeit widerfahren läßt, und daß er Gellerten selbst, als geistlichen Liederdichter, ganz billig beurtheilet. – Und was sollen wir denn nun zu seinen Kritiken sagen? Sollen wir ihn auch so anschnarchen, wie schon in verschiedenen Zeitungen geschehen ist, in welchen man sich auf die Hauptsache nicht eingelassen, unter vielen Exclamationen nur Kleinigkeiten benennt, und dann den kritischen Bannstrahl auf ihn herabgeworfen? Ich dünkte, wir thäten es nicht. Man kan, ohne unbillig zu seyn, ihm Geschmack, Scharfsinn, Belesenheit, und ein feines Gefühl vom schönen nicht absprechen, und eben so wenig kan man ohne Vorurtheil leugnen, daß er nicht in vielen, ja beynahe den meisten seiner Urtheile Recht hat. Es wird doch wohl kein Verbrechen seyn, Gellerten, da er einmal tod ist, als Schriftsteller, strenge und genau zu prüfen, (denn warum sollte er besser seyn, als die Egyptischen Könige, die sich eben das mußten gefallen lassen?) und es kan auch den Nutzen haben, den Geschmack der Nation zu läutern, zu befestigen und sie zu lehren, mit welchen Augen sie den Werth ihrer Schriftsteller beurtheilen müssen.

(Der Schluß künftig.)

*Beschluß über den Werth einiger deutschen Dichter.*

Und wie? wenn es unter den wirklichen Kennern, ja selbst unter den Freunden des sel. Gellerts einige gäbe, denen unser Kritikus nichts neues gesagt, und die unter sich lange darüber eins gewesen, ob sie gleich nicht laut davon gesprochen, daß er das nicht sey, wofür man ihn gehalten, ein Genie im eigentlichen Verstande, ein Originalgeist, ein erfinderischer Kopf, ein Stern der ersten Grösse am Dichterhimmel. Allein, mußte das nun so anzüglich, so grob, mit solcher hönischen Freude gesagt werden? Waren deßwegen die Namen, Sudler, Stümper, Reimreich, bey einem wirklichen verehrungswürdigen Manne am rechten Orte

angebracht? Mußten alle Flecken an ihm so zudringlich aufgesucht, so bitter gerüget, und die Schönheiten dagegen mit vorsetzlicher Nachlässigkeit übergangen werden? Wäre er noch zehnmal schlechter, als er ist; verdienet denn nicht ein ganzes Publikum, das ihn hochschätzt, mehr schonende Achtung, und war es nicht selbst gegen die Absicht des Verfassers, es aufzubringen, vorausgesetzt, daß er wirklich den Zweck hatte, es zu belehren und zu bessern, nicht aber seiner Galle Luft zu machen? Zugegeben, daß Gellert kein Genie war, in dem Verstande, worin Shakespear, Milton und Ariost es sind; hatte er denn gar kein Genie? Konnte er, ohne einen Funken davon zu besitzen, sich über das geschmacklose Zeitalter, in welchem er anfieng, so hoch erheben, und Gedichte verfertigen, denen man wahre Schönheiten nicht absprechen kan? Hat er gleich für Genies, für feine, denkende Köpfe, kein Verdienst; welche Unbilligkeit ist es nicht doch, vorzugeben, daß er nur ein Dichter für gemeine Leute sey, daß seine Moral nur winselnde, weichherzige Leutgen gemacht, und daß er den Fortgang der Deutschen mehr aufgehalten, als befördert. Welche Unbilligkeit, es ihm streitig zu machen, daß er nicht wenig dazu beygetragen, den Geschmack der Nation zu bilden, die Lust zu einer nützlichen Lectüre, die sich gewiß weiter, als auf Romane erstreckt, auszubreiten, und durch die in allen seinen Schriften herrschende Religion und Moralität wahre Tugend einzuflößen? Gesetzt, daß er nur mittelmäßige Köpfe befriedigen kan, muß denn für diese gar nichts geschrieben werden? Sollen alle die, für welche die Miltonen und Klopstocke zu hoch sind, zu ihrer Nahrung nichts haben? Uns dünkt, daß, gegen diese gehalten, ein Gellert bey weitem nicht der größere, aber doch der nützlichere Schriftsteller ist. – Diese, wie wir glauben, verdiente Lection, war das allerwenigste, was wir dem ungebetnen Waradein [d. i. Wardein] eines unsrer würdigsten und rechtschaffensten Schriftsteller entgegen setzen konnten, und wir überlassen es ihm, wie er das deutsche Publikum, daß er fast allgemein gegen sich aufgebracht, wieder versöhnen könne.

## Zweiter Anhang

Fünf Briefe des verstorbenen Predigers Rautenberg zu Braunschweig [an Ludwig August Unzer in Wernigerode], in: Olla Potrida. Eine Quartalschrift, 4. Stück, hg. von Heinrich August Ottokar Reichard, Berlin: Weversche Buchhandlung 1782, S. 109–130.

### 1.

Ich liebe das Wahre, so paradox, und hasse das Falsche, so orthodox und so geheiligt es auch seyn mag; kein Name kränket mich, ich gehöre zu keiner Sekte. Bey dieser Freyheit im Denken, die ich immer behauptete, komme ich von dem übrigen menschlichen Geschlechte nicht selten sehr weit weg; ich befinde mich oft allein, oder glaube doch allein zu seyn, und wenn ich denn das Glück habe, hie und da einen ehrlichen Mann auf meinem Wege anzutreffen, so freue ich mich, wie ein Wanderer, der in einer Wüste unvermutet auf einen Freund stößt, der seine Reise mit ihm fortsetzt. So frei ich aber in meinen Urtheilen bey mir selbst bin, so behutsam gehe ich doch zu Werke sie zu sagen, und ich glaube, daß man dabey nicht zu behutsam seyn könne, wenn man sich nicht ohne Noth Feinde machen, und mehr verderben als bessern will. Wer sich gegen gemeine Vorurtheile auflehnt, der muß es sich gefallen lassen, das Publicum, das größtentheils aus undenkenden Köpfen besteht, gegen sich aufzubringen, oder wohl gar nur für halb klug gehalten zu werden. Man muß daher sehr leise einhertreten, demüthig, als ob man um Vergebung bäte, daß man sich unterstehe, besser und weiter zu sehen als andere, und nicht anders als mit vielen Complimenten zu verstehen geben, daß man mit den Aussprüchen des hohen Tribunals nicht gänzlich zufrieden sey. Wer aber dreiste und derbe geradezu seinen Zeitgenossen es ins Gesicht sagt, daß sie keinen Geschmack haben, und daß sie weder denken noch urtheilen können, dem stehe ich nicht dafür, daß er nicht ausgezischt werde. So ist es neulich den Verfassern *der Briefe über den Werth einiger deutschen Dichter* etc. gegangen, und ich hätte es voraussagen wollen, daß es ihnen so gehen würde. Es giebt gewisse Leute, die unter einer so glücklichen Constellation gebohren sind, daß sie, ohne daß man recht sagen kann, warum? in außerordentlichen Ruf kommen, und daß es fast eine Todtsünde ist, anders als mit tiefer Ehrerbietung von ihnen zu reden. Ein solcher Mann war *Gellert*. Welche Abgötterei hat man nicht mit ihm getrieben! wie ausgebreitet war sein Ruf bey allen Klassen der Menschen! Wohin man kommt, da findet man seine Schriften, und jeder Mund, der von ihm spricht, ertönt von seinem Lobe. Wie wenig hat man dagegen auf *Hagedorn* und *Rabenern* geachtet, und wie wenig achtet man noch auf *Ramlern* und *Gefßnern*, die doch an Genie weit über

ihn sind. Ich habe mir daraus die Regel abstrahirt, daß, wenn man recht berühmt werden will, man sich in einer mittlern Sprache halten müsse, und daß man daher durchaus kein Genie seyn müsse, wenigstens bey den Deutschen nicht. Jene Verfasser der Briefe haben Recht, wenn sie behaupten, daß *Gellert* kein Genie war, und ich habe das Herz gehabt, es in der hiesigen Recension öffentlich zu gestehen, daß sie darin Recht haben. Ich hoffe, daß die Vernünftigen mit meinem Urtheile und auch mit den Erinnerungen zufrieden seyn werden, die es beschließen; nur muß ich Ihnen gleich dabey sagen, daß die letzten sechs oder sieben Zeilen nicht von mir sind. Aus dem ganzen Ton der Recension werden Sie bald abnehmen, daß ich Ursache gehabt, mit Vorsicht und Mäßigung zu sprechen, und eben daher ist es auch gekommen, daß die letzten Erinnerungen herber und strenger sind, als sie sonst würden geworden seyn. Ich mußte doch etwas thun, um diejenigen zu besänftigen, die es mir schon übel genommen, daß ich die Urtheile nur bloß historisch nach der Länge angeführt. Darf man sich nun noch wundern, daß die Journalisten mit solcher Heftigkeit und Grobheit über diese *Briefe* hergefallen und zwar in einem so ungesitteten Tone, mit solcher unprüfenden Partheylichkeit, daß ich mich recht darüber geärgert habe? Das sind mir schöne Richter, die so nach Vorurtheilen ihre Aussprüche abfassen, die denn auch so einseitig und spielend ausfallen. Mich soll wundern, was man in den Götting[i]schen Zeitungen zu den *Briefen* sagen wird! Die Recensionen aus den schönen Wissenschaften sind zwar nach dem Ausdruck jener Verfasser, darin sehr elend. Ich muß aber gestehen, daß ich darin anderer Meinung bin. Sehr frey und ausgeführt sind sie nicht: aber richtig sind sie doch sehr oft. Der Herr Professor *Heine*, der daran arbeitet, ist wirklich ein Mann von Geschmack und Einsicht. Ueberhaupt wünschte ich, daß die Briefschreiber mit einigen freien Gedanken mehr zurückgehalten hätten. Denn warum dringen sie sich *Kästnern* zu? und warum nennen sie *Young* den Verderber der gesunden Vernunft und des guten Geschmacks? das ist auch wahrhaftig zu viel gesagt. Wenn man gleich nicht die übertriebene Verehrung eines *Ebert* gegen ihn hat, so müsste man doch mit mehrerer Achtung von einem Mann sprechen, der wirklich ein Originalgenie ist, und der nur denen Geschmack verdorben hat, an welchen nichts zu verderben ist. Scheinen uns die Farben, womit er das menschliche Geschlecht schildert, zu schwarz, so setze man sich in seine Situation, und urtheile dann, ob ihm in derselben nicht alles schwarz erscheinen müßte. Seine *achte Nacht* beweiset, daß er kein Freund der Freude ist – Noch eins von *Gellert*. Ich war gerade mit *Leßing* in dem Buchladen, als die Briefe über den Werth einiger deutschen Dichter gebracht wurden. Er freuete sich, da er auf dem hintern Blatte die Worte las, daß *Gellert* ein langweiliger Erzähler sey, und keinen Funken Genie habe. Das ist lange meine Meinung gewesen, sagte er, und nahm die Briefe mit. Itzt aber höre ich, daß er behauptet, *Gellerts* dramatische Werke wären die besten Originalstücke, die



wir hätten, und sie brauchten nur eine kleine Umarbeitung, um recht schön zu seyn ...

Beehren Sie mich bald mit einer Antwort und melden Sie mir von Zeit zu Zeit die litterarischen Neuigkeiten, die Ihnen vorkommen, auch Ihre Urtheile über neue Schriften. Gehen Sie nur ganz frey gegen mich heraus, denn Sie können versichert seyn, daß Ihr Vertrauen nie wird gemißbraucht werden von

Ihrem

C. G. Rautenberg.

Braunschweig,  
den 28. Feb. 1772.

2.

Der Briefwechsel mit Ihnen ist mir so angenehm, daß ich mich durch den langen Aufschub einer Antwort an Sie sehr ungerne des Vergnügens beraubt habe, welche mir eine von Ihnen würde verschafft haben. Viele widrige Vorfälle, beschwerliche Geschäfte und Schwachheiten der Gesundheit sind an diesem Aufschub Schuld, den ich künftig, so viel möglich, abkürzen werde. Sollte er aber hier und da unvermeidlich seyn, so bitte ich Sie, ihn nicht dadurch zu bestrafen, daß Sie mir die Unterhaltung Ihrer Briefe entziehen. Ich werde es als einen Beweis ansehen, daß Sie auf einen freundschaftlichen Fuß mit mir umgehen wollen, wenn Sie nicht damit allemal auf eine Antwort von mir warten. Wäre ich in Ihren glücklichen Umständen, könnte ich, fern von Geschäften, ein unabhängiges Privatleben gänzlich der Philosophie und den Musen widmen: so würde ich Sie gewiß nie lange darauf warten lassen. Aber denken Sie sich einen Menschen in meiner Situation, durch so viele leere unnütze Zerstreuungen in dem Tumulte des Lebens hin und her gezerret und geworfen: so werden Sie Mitleiden mit mir haben und mich entschuldigen. Ich lebe in einem beständigen Sturme, de[r] die Seele betäubt und alles ruhige stille Nachdenken ausschließt. Auf meine Lieblingswissenschaften kann ich nur zuweilen einen Seitenblick werfen. Was ich lese, muß ich flüchtig lesen, und ich habe nur selten die Zeit, einen Gegenstand zu verfolgen. Wie viele ganze Tage gehen mir in eitlen Gesellschaften unter dummmachendem Geschwätze verlohren! wie viele ganze Nachmittage und Abende muß ich bey Caffeevisiten und Wetterdiscursen und der *chronique scandaleuse* der Stadt aufopfern! – Kein Wunder, daß der Geist endlich darunter erliegt und sich nur matt zu Gedanken erhebt, die Heiterkeit und Ruhe fodern! In meinen Briefen an Sie wird dieses oft mehr als zu sichtbar seyn. Allein habe ich nicht Recht, auf Ihre gütige Nachsicht Anspruch zu machen?

Ihre Bemerkungen über den Begriff von einem Dichter sind sehr richtig. Nur gar zu viele halten jeden dieses Namens würdig, der hübsche fließende Reime

machen und ganz artige Gedanken in Sylbenmaaß einschließen kann: Und wenn sie denn hören oder lesen, daß andere ihn nicht dafür wollen paßiren lassen: so schreien sie gleich über Gewalt und Unrecht. Von dem *mens divinior*, und dem *os magna sonaturum* des Horazens haben sie gar keine Vorstellung. – *Haller* begiebt sich jetzt in ein Feld, in welchem er nicht zu Hause ist: Sein *Usong* hat in meinen Augen wenig vorzügliches, und seine *Briefe über die Wahrheit des Christenthums* – was soll ich dazu sagen? Sie sind allenfalls für seine Töchter gut genug – aber das Publicum hätte er immer damit verschonen mögen. Ich habe sie mit großer Begierde gelesen: weil mir Schriften über die Religion von einem denkenden Kopfe, der durch keine theologische Erziehung verstimmt ist, allemahl sehr wichtig sind: ich vermuthete hier die Wahrheiten aus einem andern Gesichtspunkt betrachtet, und mit neuen Aussichten bereichert zu finden: bey *Hallern* ist indessen meine Erwartung betrogen. Der alte Schlendrian mit so manchen unerweislichen Suppositionen! – *Der Catechismus der Sittenlehre fürs Landvolk*, den auch kein Theologe geschrieben, ist ungleich besser und nützlicher. Ich wünschte recht sehr, daß nach dem Plan dieses Verfassers [Johann Georg Schlosser (1771), A. K.] ein anderer nun auch einen Catechismus der Religion fürs Landvolk schreiben mögte. In dem letztern Meßcatalogo finde ich eine Schrift unter diesem Titel. Allein ich fürchte sehr, daß der Verfasser, da er so geschwind damit fertig geworden, uns vielleicht nur eine Theologie mit allen Theorien und Speculationen, die nicht in die Religionserkenntniß gehören, vorlegen wird. Eine solche Schrift erfordert viel Nachdenken, viel Kenntniß der Subjecte, für welche man sie macht und eine freye Beurtheilung des Christenthums. Wenn sie brauchbar seyn soll: so dürfte man sie in manchen Orten gar nicht schreiben – – – – –

Ich stimme mit Ihnen, werthester Freund, darin überein, daß ein Gedicht nicht wie eine Moral müsse bearbeitet werden. Aber ich glaube doch auch, so wenig ich sonst gegen die Dichter der Freude und der Liebe strenge bin, daß die Dichtkunst nicht zum Schaden der Moralität müsse gemißbraucht werden.

Ueber die Erinnerungen, die Sie gegen einige Stellen meines letzten Briefes machen, wollen wir uns sehr bald vergleichen, so soll das unserer Freundschaft nichts schaden. Ich kann Widerspruch sehr gut vertragen (denn ich rechne mich gar nicht zu den großen und schönen Geistern, deren Urtheile alle decisiv sind) und ein so bescheidner Widerspruch als der Ihrige, macht Umgang und Briefwechsel angenehm. Wenn mein Freund zu allem, was ich sage, Ja! sagt: so sind wir bald am Ende – Ich behaupte nicht, daß alle Recensionen über schöne Wissenschaften in den Göttingischen Zeitungen gut sind! sondern nur, daß sie nicht alle elend sind – Die Moral des D. *Young* ist in meinen Augen, so gut als in den Ihrigen, oft überspannt und sein Geschmack falsch und unrichtig. Dabey halte ich es doch zu hart, ihn einen Verderber der Vernunft und des guten Geschmacks

zu nennen. Hat er blinden Nachahmern den Geschmack verdorben: so ist es ihre Schuld. *Klopstock* hat gleichfalls eine solche Brut gezeugt; Wollen Sie den deswegen auch so nennen? – – – – –

Bey Ihren Urtheilen hüten Sie sich ja, keinem unserer *Monarchen* in dem Reiche der Musen zu nahe zu kommen. Man hat Ursach den Zorn dieser himmlischen Seelen zu fürchten.

Wie gern plauderte ich noch eine Zeitlang mit Ihnen? doch ich muß schließen etc.

*Rautenberg.*

Braunschweig.

3.

Undankbar und Ihrer Freundschaft sehr unwürdig müßte ich seyn, wenn mich nicht Ihr letzteres Schreiben an mich in den Empfindungen der Liebe und Achtung gegen Sie, die Ihrer würdig sind, bevestiget, und wenn ich nicht nach vollendeter beschwerlichen Pfingstarbeit die erste beste Zeit ergreife, Ihnen dafür zu danken. Sie können nicht mehr als ich die Fortsetzung unsers Briefwechsels wünschen, und die Schuld wird daher gewis nicht meine seyn, wenn er ja aufhörte. Denn Sie sind gerade der Mann, den ich mir zum Correspondenten aussuchen würde, wenn ich zu wählen hätte, frey in Urtheilen, offenherzig, damit herauszugehen, und freundschaftlich in Ihren Gesinnungen. Vor kurzem hab ich durch den Tod des Superintendent *Möller* in Göttingen einen Freund verlohren, mit dem ich mich auf eine so unterhaltende Art schriftlich unterreden konnte, und ich sehe es als ein besonder Glück an, daß kurz nach seinem Tode der Himmel mir einen andern Freund anweist, der mir seine Stelle ersetzt. – – Mich wird es nie gereuen, diese mir so schätzbare Bekanntschaft gemacht zu haben, der ich gerne andere aufopfere, ohne etwas dabey zu verliehren. Denn was sind die gewöhnlichen Bekanntschaften! Lauter Masquen, kein Gesicht – Verstellung und Schein – keine Wahrheit. Will man unter ihnen fortkommen, so muß man anders reden, als man denkt, mit vielen Urtheilen, die der Secten Geist nicht vertragen kann, zurückhalten, und gegen Dummheit, Aberglauben und Vorurtheil stets auf seiner Huth seyn. Das ist aber meine Sache nicht. Ich mache gern meine Sprache zum Dollmetscher meiner Gedanken und Gesinnungen, im Umgange sowohl als in Schriften, und, wenn das nicht angeht, so ziehe ich mich lieber in mich selbst zurück und lasse meine Feder ruhen. Aus dieser Ursache vermeide ich die Gesellschaft der Menschen, so viel ich kann, und werde mich künftig noch mehr bedenken, mich im Druck hervorzuwagen. Denn in der gelehrten sowohl als bürgerlichen Welt ist alles Cabale, wovon ich kein Freund bin. Und wie ungesittet

und pöbelhaft ist der Ton, der izt in der ersten Mode wird! Man lästert, anstatt zu urtheilen, und schimpft, wo man kritisiren sollte. Wer nun zu solchen Husarenkriegen keine Lust hat, der bleibe zu Hause und schlendere sich still und unbekannt durch die Welt hindurch. Doch genug hiervon und mehr als genug. Itzt zu andern Dingen.

Den zweiten Theil der *Briefe über den Werth der Dichter* habe ich nun auch mit Vergnügen und Nutzen gelesen, und es freuet mich, hier ebenfalls einige zu finden, die, wo nicht ganz vortheilhaft, doch gelinde und billig davon urtheilen. Das läßt sich indessen leicht denken, daß man nicht mit allen geäuserten Urtheilen zufrieden ist, und daß besonders die Klaßification der Dichter von einem jeden reformiret wird. Denn jeder urtheilt nach seinem Geschmack und setzt den oben an, der damit am besten harmonirt. Ich sehe selbst nicht ein, wie *Gleim* zu der Ehre kömmt, im obersten Range zu glänzen. – Von Rabenern urtheile ich, wie jene Briefverfasser; ich möchte aber nicht gerne eine *persönliche Satyre* eingeführt und authorisirt sehen, als nur in sehr seltenen Fällen. Wie leicht kann sie in Pasquill ausarten! In gewissem Verstande ist jede Satyre *persönlich*, weil der Verfasser allemal reelle Thoren im Sinne hat, von denen er seine Schilderung hernimmt. Aber so *persönlich*, daß man mit Fingern auf den weisen kann, den die Geißel trifft, weil sie ihn allein trifft – nein, das mögte ich nicht – In Absicht der *Erotischen Dichter* kann ich mit ihrer Meinung nicht einig werden. Den Dichtern der Freude und Liebe, wie *Utz*, *Gleim*, *Lefling*, will ich ihre Leier nicht nehmen, (denn Freude und Liebe sind unschuldig und zum Theil Pflicht) aber wollüstige Gedichte, wie *Wieland* sie macht, halte ich immer den guten Sitten und der Tugend gefährlich. Schade vor allen Gaben des Geistes, wenn sie zur Verführung gemißbraucht werden! – Hierin denke ich, wie *Sulzer*, der das mit *den Musen Unzucht treiben* nennt. Zwar giebt man vor, daß niemand aus Gedichten seine Grundsätze nimmt. Gut! der wie vielste handelt aber nach Grundsätzen, und nicht vielmehr nach dem, was seine Einbildungskraft ihm als angenehm, gut und schön vorstellt? Und wenn denn die Phantasie mit Bildern der Wollust erfüllt und erhitzt wird, wenn man sich gewöhnt, sich darin zu belustigen, sie für sich auszumalen, anschauend zu machen und ein Vergnügen daran zu finden; sollten nicht die besten Grundsätze der Moral endlich durch die erregte Lust verdorben, wenigstens so geschwächt werden, daß sie der Versuchung sinnlicher Triebe nicht widerstehen können? Für gesetzte Menschen ist der Schade weniger zu fürchten. Aber für unsere Jünglinge fürchte ich alles. Es ist der Mühe werth, daß die Sache izt von Grund aus untersucht und aufs Reine gebracht wird, da sie einen großen Einfluß auf die Sittlichkeit unsers Zeitalters hat und die Meinungen darüber sehr getheilt sind. *Wieland* scheuet sich nicht, selbst seine comischen Erzählungen für Spiele einer *philosophischen Muse* auszugeben. Was das heißen solle, verstehe ich gar nicht: – und nach der bisher angenommenen Tugendlehre ist es auch unver-

ständiglich. Allein man sieht auch sehr deutlich, daß er über Tugend und Moral ein ganz anderes System hat, als wir Menschenkinder, wovon er uns nur die Conclusion giebt, und die Prämissen verschweigt. Diejenigen, die in seinen Mysterien nicht initiirt sind, können ihn folglich nicht verstehen, bis er es einmal gut findet, mit seiner Sprache herauszugehen – Sie sagen selbst, Werthester Freund, daß sich seine comischen Erzählungen, seine Idris, nach Religionsgrundsätzen gar nicht entschuldigen lassen, nach philosophischen vielleicht eher – nach dichterischen sehr leicht – Wie sehr wünschte ich, daß sie dies einmal in einer besondern Schrift ausführten und ihre Theorie, mir wenigstens, in ein näheres Licht setzten. – Ich gebe gerne zu, daß in unserer Sittenlehre noch manches übertriebenes und mönchisches ist, und daß die christliche, so wie sie gemeinlich vorgestellt wird, mit der philosophischen in vielen Stücken in Uebereinstimmung gebracht werden kann. Es kann dabey aber doch seyn, daß von meiner theologischen Erziehung und Denkart mir Vorurtheile ankleben, über welche ich mich noch nicht hinweggesetzt, und daß mir dadurch der wahre Gesichtspunkt verrückt wird – – – –

Meine Instanz, die ich für Young von Klopstock hernahm, haben Sie völlig gehoben; ich gestehe es Ihnen auch zu, daß er einen nicht *völlig geläuterten* Geschmack hat. Seine *Concetti*, seine gesuchte Antithesen, seine beständige Künsteleien, die seine Schriften einem Gewürzladen ähnlich machen, billige ich gar nicht: oft habe ich es empfunden, wie sehr er ermüdet, wenn man ihn lange lieset. Allein wegen einer Praedilection, die ich für ihn habe, vielleicht, weil er mir manche finstere schwermütige Tage meines Lebens versüßt hat – vielleicht auch wegen der großen, starken, und erhabenen Gedanken, von welchen er voll ist, bin ich ihm immer gut, und ich nehme mich seiner an, wie eines alten Freundes, an dem man wohl bey näherer Bekanntschaft einige Fehler entdekt, den man aber wegen seiner überwiegenden guten Eigenschaften immer noch hochschätzt – Indessen kann es nicht schaden, daß man andere, die ihn für ein durchgängig nachahmliches Muster halten, auf seine Fehler aufmerksam macht, und in sofern billige ich das scharfe Urtheil, das über ihn gefällt worden. Seinen Nachahmern ist es eben so gegangen, wie allen Nachahmern. Sie haben blos seine Fehler: aber nicht sein Genie, und so sind sie, wie die Klopstokschen, unausstehlich. Mir ist der Satz, den Sie bey dieser Gelegenheit äusern, daß Genie und Anlage zur Dichtkunst mit einem falschen Geschmack wohl bestehen können, gar nicht paradox, und daraus erkläre ich, warum in Zeiten des verderbten Geschmacks alle Schriften damit angestekt sind. Sollten in solchen Zeiten keine Genies in der Welt gewesen seyn? der Geschmack richtet sich, so wie die Idee und Empfindung der Schönheit (denn was ist er im Grunde anders?) nach der herrschenden Mode und diese giebt dem Genie eine falsche Richtung. Man bringe einen Menschen, der gute Füße hat, auf einen unrechten Weg: so wird er sich viel weiter verirren, je mehr Kräfte zu gehen er hat. Bey dem Genie kömmt sehr viel auf die erste Impreßion an, die

sein Zeitalter, die Erziehung, oder die erste Lectüre ihm giebt. Kommt er, ehe er gebildet ist, über den Seneca, und wird er von dem Witze und körnigten Ausdruck darin lebhaft gerührt: so wird er Young. – – –

In diese[r] Messe ist einiges Gute, viel Mittelmäßiges und noch mehr Schlechtes zum Vorschein gekommen. Für das theologische Fach *Spaldings* Schrift von der *Nutzbarkeit des Predigtamts*, und *Eberhards neue Apologie des Socrates*. Für das philosophische *Herder* über die *Sprache*; für das aesthetische weiß ich fast nichts, es mögte denn *Wielands goldener Spiegel* seyn, in welchem viel Gutes steht. – – –

Ich mache jezt wenig Aufsätze für die hiesige Zeitungen, weil man mich sogleich erräth, und dann, so wie man es versteht, oft sehr schielend darüber urtheilt. Loben kann man nicht immer, und wehe dem Tadel! – die Dummköpfe halten zusammen. Es ist ein unsichtbares Complot unter ihnen, und es entsteht ein allgemeines Bedauern, wenn einer von ihrer Gesellschaft mit einiger Lauge begossen wird.

Mit der Länge meines Briefes werden Sie zufrieden seyn, wenn Sie es nur auch mit dem Inhalt so sehr sind, daß Sie Lust finden, ihn fortzusetzen. Die Ihrigen werden mir allemal sehr belehrend und angenehm seyn; das kann ich Ihnen aber nicht versprechen, daß Sie aus den Meinigen einen andern Nutzen ziehen, als zu erfahren, daß ein ehrlicher rechtschaffener Mann in der Welt lebt, der sich eine Ehre daraus macht, aufrichtig zu seyn.

Braunschweig  
den 16 Sept. 1772.

*C. G. Rautenberg*

4.

Hegen Sie, ich bitte und beschwöre sie bey Ihrer Freundschaft gegen mich, keine nachtheilige Gedanken von mir, weil ich so lange nicht an Sie geschrieben habe. Dießmal ist außer andern Zufällen eine langwierige Schwachheit der Augen Schuld daran, die mich bisher zum Schreiben unfähig gemacht, und mir noch jezt es nur halb erlaubt. Künftig wird die Situation, worin ich mich befinde, und der Zustand meiner Gesundheit noch öfterer Schuld daran seyn. Jene verwickelt mich in eine Menge, zum Theil unwichtiger und verdrüßlicher Arbeiten, die den Geist stumpf machen, und in eine Reihe von Zerstreungen, die alle Zeit stehlen, die ich sonst meinen Freunden schenken könnte. Wenn ich fast den ganzen Tag damit zubringen muß, bald Kranke zu besuchen, bald hysterische Frauen in ihren Anfechtungen zu trösten, bald Visiten zu geben und anzunehmen, bald Gastereien beyzuwohnen, die den Kopf leer lassen und nur den Magen sättigen: so bleibt mir kaum so viel Muße übrig, außer den nothwendigen Vorbereitungen auf

öffentliche Reden so viel zu lesen, daß ich mit der gelehrten Welt nicht gänzlich unbekannt werde. Fragen Sie mich daher gar nicht nach meinen litterarischen Bemühungen. Ich kann mir keine große Gegenstände eines tiefern Nachdenkens erwählen, da der Faden der Gedanken alle Augenblicke zerrissen wird, und ich bey weitem nicht die Ruhe des Gemüths habe, ihn auszuspinnen. Ich muß alles, worüber ich nachdenke, nur oben abschöpfen und kann nie bis auf den Grund tauchen. Vielleicht fehlt es mir nicht ganz an Kräften des Geistes. Wozu dienen sie mir aber, da sie, gleich zerstreueten Strahlen, die sich auf keinen gemeinschaftlichen Brennpunkt sammeln, ins Wilde herumflattern und sich bey keinem Gegenstand vereinigen. – – –

Würdigen Sie mich indessen nur immer Ihres vertraulichen Briefwechsels. Können Sie nicht von mir lernen, so rechnen Sie die Mühe, die er Ihnen macht, gegen das Vergnügen ab, einem Freunde Vergnügen zu machen. Schreiben Sie mir frey und offenherzig, auch ihre paradoxesten Gedanken sind mir nie anstößig, und wenn ich sie nicht annehme, so lege ich sie Ihnen doch auch nicht übel aus. Mir ist ein Mann, der selbst zu denken wagt, sollte er auch falsch denken, allemal schätzbarer, als ein anderer, der nur nach dem Conventionsfuße gestempelt ist und das Gepräge der gewöhnlichen Münzen trägt. Kann ich selbst nichts thun, so sehe ich doch andere gern in dem Felde arbeiten, das ich bebauet wünsche, und gebe Ihren Bemühungen allen Beyfall, den sie verdienen – sonderlich den Ihrigen, da sie nicht allein den innern Werth der Güte, sondern auch den Werth haben, den ihnen die Freundschaft giebt.

Es ist sehr wahr, was Sie über die Mittelmäßigkeit im Denken sagen. Ich bin der Meinung, daß die mittelmäßigen Köpfe in der Extension mehr Vorthail schaffen, als die grösten Geister. Gellert erbauet unendlich mehr Menschen, als Klopstock. Jener müssen daher in der besten Welt auch mehrere seyn als dieser. Genug daß sie nur zuweilen aufstehn, ein neues Licht zu bringen, das blöde Augen nur blendet, bis es von den erstern so zubereitet wird, daß es auch diese vertragen können.

Eben so gewiß ist es, daß unser deutsches Publicum noch gar keinen festen und sichern Geschmack hat, insofern er ein *Gefühl des Schönen* ist, das die Nummern und Abstufungen desselben geschwind unterscheidet und beurtheilt. Gegen die vorigen Jahre hat es schon sehr viel gewonnen, aber mit dem alten Griechischen und dem itzigen Italiänischen Publicum verglichen, ist es noch sehr geschmacklos. Wenn nur erst mehr gründliche *Richter* den Ton anstimmen, so wird die Zahl der *Kenner* sich vermehren, und dann werden die schönen Geister, wenn sie recht geleitet werden, weniger in Gefahr seyn, sich zu verirren. Die Critik hat jetzt in Deutschland schon große Schritte gemacht. Mit welcher Feinheit urtheilt man nicht in einigen Wochenschriften und wie genau forscht man nicht den ersten Quellen des Schönen nach, so daß, wenn wir so fortgehen, wir andere

Völker gewiß bald zurücklassen werden. Mich dünkt wenigstens, wenn ich die Urtheile in den Französischen und Englischen Wochenschriften mit denen vergleiche, die bey uns gefället werden, daß diese jenen, wo nicht vorgehen, doch nichts nachgeben. Wir sind überhaupt eine folgsame gelehrige Nation, die, wenn sie nur einen guten Anführer hat, ganz gutwillig sich weisen läßt – mit der Zeit wenigstens, obgleich nicht im Anfange. –

Was die Lemgoer Critik über Lessings *Galotti* für Aufnahme finden wird, weiß ich noch nicht. Er selbst soll gesagt haben, daß der Recensent nach seinen Grundsätzen richtig, aber nach sehr falschen Grundsätzen raisonnire. Man hat in unsern Zeitungen angefangen, eine *Wiederlegung* dieser Critik abzdrukten. Meiner Meinung nach hat der Verfasser darin so ganz unrecht nicht, wenn er behauptet, daß man in diesem Stücke für die Emilie, die doch das Hauptinteresse bewürken soll, nicht genug intereßirt wird, um mit ihr sehr lebhaft zu sympathesiren; ob er gleich darin, so viel ich einsehe, nicht recht hat, daß er eine hervorstechende Hauptfigur im Trauerspiele verlangt, das nie die Beziehung des Ganzen auf eine Haupthandlung fodert. Emiliens Abwesenheit mit dem Prinzen während des Gesprächs des Odoardo mit der Orsina dürfte noch wohl immer, ohngeachtet aller Beschönigungen, ein kleiner Flecken seyn. Auch das ist mir bey der ersten Lectüre schon aufgefallen, daß der Dialog zu scharfsinnig, zu versteckt, zu voll von *pointen* ist, um natürlich zu seyn. Man hat wahrhaftig zuweilen Mühe, die Personen zu verstehn.

Werden Sie mit Ihrer Critik über Wielands *Musarion* noch zum Vorschein kommen? Ich wünsche es zur Ausbreitung des guten Geschmaks, und um die Gleichgültigkeit unserer Landsleute gegen dieses göttliche Gedicht, mit welchem wir allen Ausländern Trotz bieten können, zu beschämen. Ich beharre.

Braunschweig.

C.G. Rautenberg.

5.

Ihr angenehmer Brief, den ich gestern erhalten, hat mich aus der langen Lethargie erweckt, in welche ich mich hineingetrunkem. Die leidige Brunnencur! Man hat Zeit genug, dabey an seine Freunde zu denken, aber man findet nie Muße, an sie zu schreiben, so lange sie währt und, wenn sie geendigt ist, so haben sich Geschäfte von mancherley Art so gehäuft, daß man wieder nicht dazu kommen kann. Ueberdem ist der Sommer recht zum Faullenzen gemacht. Bald will die Frau spatzieren gehen, und der liebe Mann muß mit, bald holt uns ein Freund zur Promenade ab, bald wird man auf Gärten hinausgebeten, bald ist es so heiß, daß die Gedanken und die Lust zu aller Arbeit vergehen. Bey mir kömmt noch der Anfall von Kränklichkeit hinzu, an welcher ich in dieser ganzen Zeit sehr viel



gelitten habe, so viel, daß ich von meinem Arzt zur anhaltenden Bewegung des Körpers, aber zu einem völligen Seelenschlafe, verdammt wurde. Dies sind die Ursachen, mein Werthester, die die lange Verzögerung meiner Antwort an Sie verschuldet haben, die mich sehr beschämet; keineswegs aber ein Kaltsinn gegen Sie, und noch viel weniger eine Art des Unwillens gegen Ihre freymüthige Urtheile. Dagegen protestire ich hiermit aufs feyerlichste, und bitte Sie inständig, sich dergleichen, mir würcklich nachtheilige, Gedanken nie wieder einfallen zu lassen. Was müste ich für ein Herz haben, wenn ich kein freundschaftliches Herz für Sie hätte, und wie unwürdig würde ich mir selbst vorkommen, wenn eine vertrauliche Freymüthigkeit meines Freundes mir mißfallen könnte. – Ich fürchte nur, daß Sie bey näherm Umgange von den vortheilhaften Ideen, unter welchen ich Ihnen jetzt erscheine, nicht wenig werden herunterlassen müssen (denn ich bin es mir bewust, daß ich sie nicht verdiene) und daß Sie dann auch vielleicht die Gesinnungen herunterstimmen, die Sie jetzt gegen mich hegen. An der Seite des Herzens hoffte ich nie bey Ihnen zu verliehren, aber für meine Einsichten, meinen Geschmack und Litteratur will ich nicht stehen, und, wenn Sie mich darnach schätzen wollen, verliere ich gewiß. Es kann seyn, daß es mir an Kopf fehlt: oder wenn das auch nicht wäre, so hat es mir an Gelegenheit und Aufmunterung gefehlt, meinen Kopf zu bilden. Was ich bin, bin ich durch mich selbst, in allen Stücken, sonderlich in den schönen Wissenschaften, ein Autodidactos. Die Sprachen, die ich weiß, habe ich gröstentheils durch eigenen Fleiß ohne Anführung lernen müssen, und zu der Zeit, wo das Genie sich erst recht zu entwickeln anfängt, habe ich mich in einen Strudel von verdrüßlichen Arbeiten und Situationen verwickeln müssen, in welchen das Genie mehr verrostet, als verfeinert wird. Ich habe aber stets eine große Begierde gehabt, zu lernen, einen natürlichen Hang, mich von hergebrachten Vorurtheilen los zu machen und keinen eigenen Vorurtheilen anzuhängen, stets bessere Belehrungen anzunehmen, und auf kein System zu schwören. Und dieser Begierde sowohl als diesem Hange danke ich das Wenige, das ich gelernet habe, und den Vortheil, viele meines Standes zu übersehen. Finde ich nun auf meinem Wege einen Freund, der mir forthelfen, und meine Begriffe, es sey worin es wolle, noch mehr berichtigen kann, so halte ich ihn feste, und da kann er mir nie zu paradox seyn, wenn er es mit Vernunft, oder auch nur mit Probabilität ist. So mache ich es mit den Schriftstellern, die ich lese. Ein *Rouffseau* ist mir viel werther als hundert *Gerhards*, und selbst ein *Hobbes* wichtiger als alle Orthodoxen, von denen ich das nur immer wieder höre, was ich schon tausendmal gehört habe. Selbstdenkende Köpfe werden nie in derselben geraden Linie mit einander fortgehen, der eine weicht auf dieser, der andere auf jener Seite aus, und zuweilen werden Sie gar gegen einander stossen. Sobald ich einen Menschen sehe, der es von sich erhalten kann, ein ganzes System von einem andern anzunehmen, und bey der gewöhnlichen Bahn zu bleiben, so sehe

ich gewiß einen Nachbeter, und dann ist er mein Mann nicht. So sehr ich politische Freiheit liebe, so sehr liebe ich auch die Freyheit im Denken, und bedaure es oft, daß wir Deutsche beyde verlohren haben. Doch genug über diesen Text, der mich zu weit führen würde, wenn ich ihn ausführen wollte. – Der Rest meines Briefes soll eine Rhapsodie seyn, in welcher ich Ihre beyden vorigen Stück vor Stück kurz beantworten will. Entschuldigen Sie mich mit Nachsicht, wenn meine künftigen Briefe oft einer Rhapsodie ähnlich sind. Wollte ich immer warten, bis ich Zeit hätte, so ausführlich, so interessant zu schreiben, als Sie, so würde ich Sie oft lange müssen warten lassen. Das verspreche ich Ihnen indessen, daß mein Briefwechsel doch noch immer reichhaltiger seyn soll, als die schaalen, gedankenleeren *Rabnerschen* Briefe, womit Herr *Weiß* das Publicum wohl hätte verschonen können. Mit großer Begierde fing ich an sie zu lesen, aber ich war bald müde, und zuletzt fielen sie mir aus der Hand, weil ich eingeschlafen war. So wenig erfüllten sie die Erwartung, die ich von einem gedruckten Briefwechsel unter Gelehrten habe. Ich suche darin nicht Complimente, Freundschaftsversicherungen, Entschuldigungen, Familien-Histörchen, sondern naive Urtheile über Bücher und Autoren, freye Gedanken über allerhand Materien, Nachrichten von gelehrten Arbeiten und Projecten, kurz – die geheime Geschichte der ganzen Denkungsort eines Mannes. So ist die *Abbtische* Correspondenz, und so muß sie seyn wenn sie den Druck verdienen soll. Viele Leute scheinen in den Gedanken zu stehen, daß man von allem, was je ein großer Mann geschrieben hat, nichts dürfe umkommen lassen. Die Ausgeber der *Swiftischen* Briefe haben so gedacht und Rabner muß gleichfalls so gedacht haben, da er seine nichtsbedeutende Reliquien dem Publicum vermachte. Und solche Sc[h]artequen werden in Journalen gerühmt, gepriesen, empfohlen – Hingegen die *Briefe über den Werth der neuern deutschen Dichter*, die so viel Stof zum Denken enthalten, ausgezischt und ausgehunzet. Was soll man dazu sagen? man muß Mitleiden mit dem närrischen Publicum haben und seinen Weg fortgehen. Sich darüber zu ärgern, verlohnt der Mühe nicht. Hier und da findet sich doch ein Denker, der, frey von gemeinen Vorurtheilen, mit richtiger Wagschaale prüfet, und die Nachwelt restituirt den, welchen sein Zeitalter verdammt hatte, in integrum. – – Diejenigen, die zuerst den Ton angeben, haben noch immer das Schicksal gehabt, ausgelacht zu werden. Allmählig treten einige Vernünftige auf ihre Seite, zuerst sachte und heimlich, darauf laute, und dann tritt das wunderliche Thier, Publicum genannt, hinter ihnen her. Wer die Welt belehren will, muß es sich gefallen lassen, Undank und Verachtung zum Lohn zu haben, und für die Zukunft zu arbeiten. So ist es immer gewesen und es kann nicht anders seyn. – – – –

Von *Michaelis Briefen* habe ich lange mit Ihnen gleichstimmig gedacht. – Sonderlich hat es mich gefreuet, daß Sie denen die Wahrheit sagen, die von der biblischen Poesie, als Poesie betrachtet, so viel Aufhebens machen, und das brau-

sende Lob, das *Sternens Empfindsamen Reisen* gegeben wird, welches uns schon einen verunglückten Reisenden in Deutschland gebohren, zu mässigen suchen. Es ist erstaunlich, mit welcher Wuth unsere liebe Nation über jeden Einfall eines Ausländers herfällt, und ihn so jämmerlich zerzauset, daß er sich gar nicht mehr ähnlich sieht. *Wieland* ist unter den Nachahmern der einzige, der die Wendung des Geistes zu haben scheint, die dazu gehört, ein deutscher *Sterne* zu werden, aber so ganz trifft er ihn doch nicht, daß nicht viel Affectation statt natürlicher Laune durchblicken sollte. – – –

Man darf auf das Menschen Geschlecht nur wenig aufmerksam seyn, um es längst wahrgenommen zu haben, daß die meisten dem jedesmaligen Stoße ihrer Phantasie folgen, wohin sie auch dadurch geführt werden mögen, und daß nur wenige nach Maximen verfahren, wie ich denn selbst den grösten Theil der Tugenden auf die Rechnung der Phantasie schreibe. Ich wenigstens habe nur wenige in meinem Leben gefunden, die aus richtigen wohlüberlegten Grundsätzen der Philosophie oder Religion tugendhaft sind. – – –

Ich sage es Ihnen noch einmal, erwarten Sie nicht zu viel von meinem Umgange. Sie denken wahrhaftig zu gut von mir, wenn Sie glauben, daß Sie von mir viel lernen können. Sie sind in der Kenntniß der schönen Litteratur und in dem, was den Geschmack angeht, weiter als ich, und da muß ich von Ihnen lernen. Wissen Sie, worin ich mich besonders mit Ihnen üben wollte, wenn wir an Einem Orte lebten? In der Italiänischen Sprache und in der Lectüre Italiänischer Dichter die mir noch ziemlich fremde sind. In meiner Jugend habe ich einmal ohne Anführung, bloß durch eigenen Fleiß mich stark auf diese Sprache gelegt, und ich bin noch so weit gekommen, daß ich den *Marino* und *Tasso* verstehen konnte. Nachher aber, da ich in viele unangenehme Beschäftigungen verwickelt wurde, und es mir an aller Hülfe und besonders an guten Schriften fehlte, die ich nicht einmal kannte, bin ich wieder ganz unbekannt damit geworden. Und nun ist es mir leid, daß ich auf den guten Anfang nicht weiter fortgebaut. Welch ein Vergnügen würde es für mich seyn, wenn ich von Ihnen von neuem in diese Geheimnisse eingeweiht würde! Sie haben sehr Recht, wehrtester Freund, wenn Sie sagen, daß wir den Italiänern nicht Gerechtigkeit genug wiederfahren lassen. Ein Beweis davon ist, daß die Versuche des *Meinhard*, die hier verlegt sind, so wenig Käufer gefunden, daß sie beynahe Ladenhüter werden. Urtheilen Sie daraus selbst, ob die Waisenhaus-Handlung Lust haben kann, eine andere Arbeit von eben der Art wieder in Verlag zu nehmen. – – –

Bey Gelegenheit meines *Home*<sup>73</sup> fällt mir ein, daß ich Ihnen noch sagen muß, wo *Michaelis*, den ich in meiner Anmerkung daselbst zu den Deterministen

73 Lord Henry Home Kames (1696–1782), schottischer Jurist und Philosoph. Rautenberg übersetzte sein Werk *Essays on the Principles of Morality and Natural Religion* (1751) ins Deutsche

gezählet, sich dafür erklärt hat? in seinen Gedancken *über die Sünde*, welche er vor vielen Jahren drucken lassen. Ich muß für mich gestehen, daß ich nicht mehr von der Parthey bin, die ich bey *Home* ergriffen habe, sondern ein Ueberläufer geworden. Der Herr Prof. *Sattler* kam daher sehr schlecht bey mir an, als er gegen Alexander von Joch mich zu Hülfe rief und dieser ficht nicht mit mir, da er in seiner Antwort gegen *Sattler* mit mir als einen Gegner streitet.<sup>74</sup> – – –

Leben Sie wohl und seyn Sie versichert, daß ich mit ganzem Herzen bin

*C. G. Rautenberg.*

(*Versuche über die ersten Gründe der Sittlichkeit und der natürlichen Religion*, 2 Bde., Braunschweig 1768).

74 Vgl. Johann Tobias Sattler, Erstes Sendschreiben an Herrn Alexander von Joch [d. i. Carl Ferdinand Hommel], beyder Rechte Doctor von Alexander von Fry, keiner Rechte Doctor (o.O. 1771).